

geographische
revue

Zeitschrift für Literatur und
Diskussion

Jahrgang 15 · 2013 · Heft 1

geographische

revue

Jahrgang 15 · 2013 · Heft 1

Essays

Ulrike Jureit 5
Territorialität als Ordnungsform. Überlegungen zu
einer theoriegeleiteten Raugeschichte

Anna-Lisa Müller 18
Die kreative Stadt: zwischen Leitbild und
städtischer Wirklichkeit

Besprechungsaufsatz

Jürgen Hasse 36
Zur Räumlichkeit von Atmosphären

Gisela Kangler und Renate Mann 42
Orientierung im Dickicht der Landschaftsbegriffe. Eine
kompakte Kulturgeschichte der Landschaft für
Theoretiker und Praktiker von Ludwig Trepl

Inken Carstensen-Egwuom 48
Geschlecht und Raum

- 55 Jürgen Hasse
Georges Perec und die Lebenswelt: Phänomeno-
graphische Mikrologien des Raumes
- 62 Michael Fahlbusch
Von „blonden Prinzen“ und „kapitalen Rothirschen“

Einzelrezensionen

- 69 Irini Siouti: Transnationale Biographien. Eine biographieanalytische
Studie über Transmigrationsprozesse bei der Nachfolgegeneration
griechischer Arbeitsmigranten. Bielefeld 2013. (Pascal Goeke)
- 74 Regine Buschauer, Katharine S. Willis (Hg.): Locative
Media. Medialität und Räumlichkeit – Multidisziplinäre Perspektiven
zur Verortung der Medien. Bielefeld 2013. (Olaf Kühne)
- 78 Bernd Belina: Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-
geographischen Materialismus. Münster 2013. (Helmut Klüter)

Impressum

Herausgeber, Selbstverlag:
Geographische Revue e.V., Flensburg
Redaktion:
Wolfgang Aschauer, Günther Beck, Jörg
Becker (verantwortlich für diese Ausgabe)
Druck:
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde
Layout und Satz:
Günter Raabe, 37079 Göttingen
Copyright:
Geographische Revue e.V.
ISSN: 1438-3039
Das Einzelheft kostet 12,00 EUR (zzgl.
Versandkosten), das Jahresabonnement
22,00 (private Abnehmer) bzw. 30,00 EUR
(Institutionen; jeweils zzgl. Versand).

Die geographische *revue* erscheint
zweimal im Jahr.
Redaktions- und Bestelladresse:
Geographische Revue
Zwoller Str. 33, 46485 Wesel
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr
übernommen werden.
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-
plare) werden erbeten an:
Prof. Dr. Wolfgang Aschauer,
An der Reitbahn 15 b
24937 Flensburg
Internet: www.geographische-revue.de

Ulrike Jureit ■

Territorialität als Ordnungsform. Überlegungen zu einer theoriegeleiteten Raumgeschichte¹

Am 31. Oktober 2011 lebten nach Angaben der Vereinten Nationen sieben Milliarden Menschen auf der Erde. Zuletzt waren 1987 und 1999 Milliardengrenzen überschritten worden. In vierzig Jahren wird die Weltbevölkerung voraussichtlich neun Milliarden Menschen zählen. Angesichts von Hungerkatastrophen, Klimawandel und explodierenden Nahrungsmittelpreisen überrascht die Expertenprognose, dass selbst eine solche Bevölkerungsdichte tragfähig wäre, wenn nur der vorhandene *Raum* nachhaltiger als bisher genutzt werden würde. Wissenschaftler verweisen in diesem Zusammenhang auf eine intensivere Bodenbewirtschaftung, auf eine ökologisch verträgliche Erschließung neuer Anbauflächen, auf die Züchtungserfolge klimaresistenter Nutzpflanzen bei gleichzeitiger Drosselung des weiterhin steigenden Fleischkonsums. Wie immer man diesen Maßnahmenkatalog bewerten will, eines demonstriert die Welternährungsdebatte bis heute: Das Verhältnis von *Raum* und *Bevölkerung* ist sowohl eines der zentralen wie auch eines der umstrittensten Phänomene ökonomischer, politischer und sozialer Verflechtungszusammenhänge. Seit der britische Ökonom und Theologe Thomas Robert Malthus 1798 mit seinem antirevolutionären *Essay on the Principle of Population* die Vorstellung popularisierte, Einwohnerzahl und Nahrungsraum müssten durch bevölkerungs- und sozialpolitische Maßnahmen im Gleichgewicht gehalten werden, um eine ausreichende Versorgung zu gewährleisten, steht die Variable *Raum* mit der demographischen Bevölkerungsentwicklung einer Region oder eines Staates in einem durchaus ambivalent bewerteten Abhängigkeitsverhältnis. Der angenommene Zusammenhang von *Raum* und *Bevölkerung* ist in der Forschung als demographisches wie auch als bevölkerungswissenschaftliches Phänomen intensiv erörtert und analysiert worden.² *Bevölkerung* erweist sich dabei als ein soziales Konstrukt, das seit dem 18. Jahrhundert zu einer neuen politischen Figur und damit zum Objekt regulierenden Handelns aufstieg. Das moderne Herrschaftsgefüge *Regierung/Bevölkerung* korrespondierte dabei eng mit den Dynamiken politischer Kollektivität, folglich stehen die bis heute wirkungsmächtigen Vergemeinschaftungs- und Zugehörigkeitsversprechen wie *Nation*, *Volk* und *Ethnie* im Kontext eines Regierungshandelns, das nicht nur auf das jeweilige Kollektiv

tiv, sondern eben auch auf den beanspruchten Raum verweist. Während sich mit einer daraus abgeleiteten, oftmals jedoch eher behaupteten als diagnostizierten *Überbevölkerung* bis heute diffuse Bedrohungsszenarien verbinden können oder aber im umgekehrten Fall ein statistischer Bevölkerungsrückgang Ängste vor Überfremdung anzuheizen vermag, wird die Kategorie *Raum* in der historischen Forschung oftmals als materielle Substanz und damit als eine Ressource verstanden, die sich spätestens seit dem Durchbruch des Industriekapitalismus und dem kontinuierlichen Wachsen der Weltbevölkerung stetig zu verringern scheint.³ Modernisierung gilt in dieser Logik als raumgreifender Verdichtungsprozess, durch den vorhandener Naturraum kultiviert und zerstört wird. Wie der Beschleunigungsbegriff seit dem 18. Jahrhundert eine für die Moderne signifikante Verzeitlichung beschreibt, qualifiziert Verdichtung eine veränderte Raumwahrnehmung, die nicht nur, aber im Kern einen gefühlten Verlust von Raum suggeriert.⁴ Der Mensch meint in einer tendenziell zu engen Welt zu leben – nicht nur für Europa handelt es sich dabei mittlerweile um eine gesättigte Erfahrungskategorie mit verhängnisvollen Folgen.

Neben diesen Verdichtungsdynamiken ließe sich eine zweite Dimension der Handlungsrelevanz von *Raum* am Wandel politischer Territorialitätsvorstellungen untersuchen. Unter Territorialisierung wird dabei die Herstellung politischer Räume verstanden, und zwar durch die Bestimmung der jeweiligen Grenzen, durch die Institutionalisierung von Grenzregimen wie auch durch die infrastrukturelle, wirtschaftliche und administrative Erfassung und Kontrolle des Raumes einschließlich der im Raum vorhandenen Ressourcen.⁵ Es handelt sich um ein Zusammenspiel von infrastruktureller Erschließung, symbolischer Rauman eignung wie auch institutioneller Durchdringung, das historisch zwar nicht durchgängig, aber häufig mit Staatsbildungsprozessen verknüpft und manchmal auch mit ihnen identisch ist.⁶ Territorialisierung erweist sich als ein komplexer Vorgang der inneren oder äußeren Landnahme, der sich an historisch wandelbaren Leitbildern der räumlichen Verfasstheit orientiert, ohne jedoch Territorialität im Sinne staatlicher Gebietshoheit zwingend zum Ziel haben zu müssen. Entscheidend ist vielmehr, dass Territorialisierungsprozesse sowohl symbolische wie auch machtpolitische Aneignungsvorgänge darstellen, die sich in Europa zwar vor allem an Konzepten nationalstaatlicher wie auch imperialer Herrschaft ausgebildet und konkretisiert, die sich aber keinesfalls ausschließlich auf diese beiden Ordnungssysteme bezogen haben oder aktuell beziehen. Ein politischer Raumbegriff, wie er für die Beobachtung von Territorialisierungen grundlegend ist, setzt vielmehr kulturgeschichtlich das Wissen und die Fähigkeit voraus, ein bestimmtes Gebiet als geschlossene geometrische Fläche mit einheitlichem Größenmaßstab zu erfassen und zu projizieren. Die Kartographie stellt daher nicht nur irgendeine Kulturtechnik dar, sondern ist *das* zentrale Leitmedium räumlicher Repräsentation.⁷ Historisch hängt diese Abstraktionsleistung wiederum mit der Ausdifferenzierung einer staatlichen Herrschafts- und Verwaltungspraxis zusammen, die seit dem 17. Jahrhundert zentral gesteuerte Zugriffe auf jeden Punkt im Raum zu organisieren erlaubt. Die Frühneuzeitforschung hat in den letzten Jahren intensiv zum Territorialisierungsschub zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert gearbeitet und

durch zahlreiche Studien aufzeigen können, dass es im Übergang zur modernen Nationalstaatsbildung im Wesentlichen drei Praktiken der territorialen Markierung waren, die sich in diesem Zeitraum veränderten.⁸ Topographische Vermessung des Raumes, seine statistische und kartographische Erfassung sowie die mit der Aufklärung entstehende Vorstellung, dass politische Territorialität staatlicherseits herstellbar ist, verdichteten sich bis ins 19. Jahrhundert zu einem komplexen System raumbezogener Praktiken der Landnahme. Dabei setzte sich der durch eindeutig definierte Grenzen geschlossene Flächenstaat in seiner nationalstaatlichen Variante als europäisches Raummodell allmählich durch, auch wenn weiterhin Großreiche wie das Zaren- und das Habsburgerreich fortbestanden und zudem – nicht nur in Deutschland – nationale Zugehörigkeitsfragen offen und strittig blieben. Insgesamt brachte erst der institutionelle Flächenstaat des 19. Jahrhunderts geschlossene politische Räume hervor und es entwickelte sich ein modernes Verständnis von *Grenze* und *Territorium*.

Die beiden skizzierten Handlungsrelevanzen von *Raum* – also zum einen der Erfahrungsbegriff der Verdichtung im Kontext von Modernisierungs- und Globalisierungsprozessen und zum anderen der historische Wandel staatlicher Territorialitätskonzepte – verweisen auf die Frage nach den historischen wie auch nach den gegenwärtigen Möglichkeits- und Konstituierungsbedingungen politischer Räumlichkeit. Dieser Frage soll im Folgenden in drei Schritten nachgehen: Zunächst gilt es einen für Territorialisierungsprozesse adäquaten theoretischen Raumbegriff vorzustellen, um anschließend den notwendigerweise verkürzten Versuch zu unternehmen, eine historiographische Perspektive auf den Wandel politischer Territorialität im 19. und 20. Jahrhundert zu skizzieren. Und schließlich wird es drittens um gegenwärtige Veränderungsdynamiken gehen, die sich aufgrund der Herausbildung postsouveräner Staatlichkeiten für das 21. Jahrhundert zu ergeben scheinen.

***Raum* als analytische Kategorie**

Die Kategorie *Raum* hat spätestens seit Karl Schlögels Bestseller *Im Raume lesen wir die Zeit* in der Geschichtswissenschaft Hochkonjunktur. Dass damit der Transfer des philosophischen Raumdiskurses in die vom *spatial turn* erfassten Sozial- und Kulturwissenschaften gelungen sei, lässt sich indes wohl kaum behaupten.⁹ Mit Blick auf die gegenwärtig zu beobachtenden Globalisierungsprozesse versprechen raumorientierte Sozial- und Kulturwissenschaftler zwar, das bisher vor allem nationalstaatlich geformte Behältermodell zu überwinden, um den komplexen Zusammenhängen ökonomischer, politischer und kultureller Ver-netzungen und Zirkulationen analytisch Rechnung zu tragen, doch im Ergebnis zeigt sich häufig eine irritierende Gleichzeitigkeit von konstruktivistisch argumentierenden Raumbekanntnissen und einer relativ konventionellen Forschungspraxis, die die Materialität und Kontinuität politischer Räume zwar zerlegen will, sie aber letztlich als Form eher reproduziert. Die besonders von gesellschaftstheoretisch arbeitenden Geographen vorgebrachte Kritik an diesen Raumbesichtigungen arbeitet sich nicht nur an der

soziologischen Raumpflege ab, sie nimmt eben auch Historiker wie Karl Schlögel kritisch ins Visier. Dessen Inanspruchnahme geographischer Altbestände sei nicht nur leichtsinnig, sondern forciere eine Raumkonjunktur, die es zu erlauben scheine, zur Materialität der Dinge, Orte und Geschehnisse zurückzukehren, indem allenfalls bisherige Begrifflichkeiten wie *Stadt*, *Territorium* oder *Region* durch das Etikett *Raum* ersetzt würden.¹⁰ Die Kritik trifft trotz ihrer manchmal überspannten Polemik einen wichtigen Punkt: Denn jenseits der alltagspraktischen Orientierungsleistung, für die wir die Illusion kontinuierlicher Raumverhältnisse benötigen, versperren starre Behälter- und andere längst überholte Landschafts- und Raummodelle den Blick, wenn es darum geht, Entstehung, Wandel, Transformationen und auch Auflösungen räumlicher Ordnungen sichtbar zu machen. Politische wie auch soziale Räume sind keine starren natürlichen Größen, sondern Ergebnisse gesellschaftlicher und politischer Zuschreibungsprozesse. Dabei drückt sich in der jeweiligen Ordnung eine spezifische Raumvorstellung aus, denn »jeder typische Raum wird durch typische gesellschaftliche Verhältnisse zustande gebracht«, wie Siegfried Krakauer 1929 formulierte, Raumbilder – so Krakauer weiter – sind »die Träume der Gesellschaft«.¹¹

Einer solchen eher konstruktivistischen Sicht auf *Raum*, wie sie bis heute – trotz aller Differenzen im Detail – für moderne Raumtheorien im Sinne einer Organisation des Nebeneinanders maßgeblich geblieben ist, stehen Konzepte oder deren Überreste gegenüber, die auf eine Natur des Raumes rekurrieren und deren Legitimität sich stets aus dem Verweis auf (natur-)wissenschaftliche Gegebenheiten und Gesetzmäßigkeiten herleitet. Aktuell begegnet einem diese Variante als eine Art Spurensuche nach dem stahlharten Gehäuse des physikalischen Raumes. Fast schon trotzig verweisen selbst Systemtheoretiker auf die »kausalen Wirkungen räumlicher Unterschiede«, die unabhängig davon, ob die Gesellschaft von ihnen weiß, wirkungsmächtig seien.¹² Daher kennzeichnet die wechselseitige Durchdringung materialistischer und konstruktivistischer Raumkonzepte den gegenwärtigen Zustand raumhistorischer Forschungen wohl am ehesten.¹³ Als problematisch erweist sich dabei weniger der oftmals heftige Schlagabtausch zwischen den einzelnen Fachvertretern als vielmehr die schleichende Revitalisierung dezidiert biologistischer Raum- und Geschichtstheorien. Denn lässt man sich von Schlögels pompösen Raumbildern einmal weniger beeindrucken, ist es gerade der von ihm so geschätzte Geograph Friedrich Ratzel, der Ende des 19. Jahrhunderts eine zwischen Geo- und Biowissenschaften vermittelnde *Biogeographie* konzipierte, in der der politische Raum nicht mehr nur als Lebensform verstanden wurde, sondern sich zu eine Kategorie des *Lebens* selbst, zu einer Kategorie der Substanz wandelte. Diesen Transfer vollzog Ratzel mittels einer geographisch begründeten Evolutions- und Bewegungstheorie, in der er die Kräfte des kapitalistisch-industriellen Weltmarktes zu Dynamiken des *Lebens* naturalisierte und somit Weltgeschichte als Naturgeschichte zu entwerfen begann. Solche und ähnlich biologistischen Vorstellungen vom *Raum* und von dessen Geschichte haben enorme Wirkungskräfte entfaltet und sind mit eher konstruktivistischen Entwürfen immer auch Wechselverhältnisse eingegangen. Analytisch ist es daher auch wenig ergiebig danach zu fragen, welche Vorstellung vom *Raum* die rich-

tige ist oder war, für eine historiographische Perspektive scheint es indes sinnvoller zu ergründen, wann, von wem und mit welchen Interessen welche Raumkonzepte in Anspruch genommen werden. In Anlehnung an den von Redepenning entwickelten kommunikations- und systemtheoretischen Ansatz soll daher *Raum* als eine Selbstbeschreibungsförmel von Gesellschaften verstanden werden, die als Ordnungs-, Kommunikations- und Beobachtungsform mithilfe der Differenz *hier/dort* gesellschaftsspezifische Unterscheidungen zu markieren ermöglicht.¹⁴ Die Kategorie *Raum* fungiert in dieser Logik als Differenzmarkierung und bedient in funktional differenzierten Gesellschaften das ungebrochene Verlangen nach Übersichtlichkeit, Ordnung und Unterscheidung. Vor allem in Krisensituationen kann die *Rede vom Raum* eine Art Bewältigungsstrategie sein, die Komplexität reduzieren, Unsicherheiten einebnen und stabile Ordnungen suggerieren hilft. Geordnete *Räume* scheinen – so eine griffige Formulierung von Marc Redepenning – im modernen Durcheinander »irgendwie immer glücklich zu machen«.¹⁵

Ein Jahrhundert der Territorialität?

Ein solcher analytischer Zugriff erlaubt es, zum einen die diachronen Entwicklungsdynamiken politischer Raumordnungen in den Blick zu nehmen und zum anderen auch die variierenden Praktiken räumlichen Ordners zu analysieren. Ein Überblick zum Wandel europäischer Raumkonzepte muss an dieser Stelle allerdings notwendigerweise skizzenhaft bleiben. Obgleich *Territorialisierung* sowohl zeitlich als auch institutionell nicht zwingend mit den europäischen Nationalstaatsbildungen zusammenfällt, besteht zwischen beiden Prozessen zweifellos eine enge Korrelation. *Nation building* gehört zu den ertragreichen Forschungsfeldern der Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaften. Neue Impulse erhielt die Analyse politischer Kollektivität vor allem durch Benedict Andersons *Erfindung der Nation* und durch Eric J. Hobsbawms *invention of tradition*.¹⁶ Anderson deutet *Nation* als eine *imagined community* und beschreibt ihre Realisierung als sinnstiftenden und integrativen Vergemeinschaftungsprozess. Während sich der Nationenbegriff daraufhin in der Forschung mit einer bemerkenswerten Durchschlagskraft dynamisierte, blieben Untersuchungen zur räumlichen Verfasstheit lange Zeit auf die rechtliche Vereinheitlichung zum Staatsgebiet konzentriert. Dieser Stillstand geriet erst in Bewegung, als Charles S. Maier in seinem ebenso instruktiven wie viel rezipierten Aufsatz aus dem Jahr 2000, *Territorialität* als Schlüsselbegriff für die Periodisierung des letzten und vorletzten Jahrhunderts vorschlug und damit eine tragfähige Alternative zu den gängigen moralischen oder auch modernisierungstheoretischen Periodisierungsversuchen zu begründen suchte.¹⁷ Zwischen 1860 und 1970 habe – so Maier – *Territorialität* die Organisation von Gesellschaften so nachdrücklich geprägt, dass ihre fundamentale Rolle erst im Zuge der Globalisierung und der damit einhergehenden Transformation nationalstaatlicher Ordnung erkannt wurde. Dabei versteht Maier *Territorialität* nicht als zeitloses Attribut, sondern als historisch gewachsene Formation, die sich seit dem Westfälischen Frieden allmählich als europäisches

Raumordnungsprinzip entwickelt habe. Ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts sieht Maier das Konzept der *Territorialität* nicht nur durch die Verfestigung von Grenzsyste­men realisiert, sondern er will darunter auch eine neue Beschaffenheit nach innen verstanden wissen. Der politische Raum sei nun durch die Ausbildung einer zentralen Regierungsgewalt, durch industrielle Erschließung, Infrastrukturprojekte und Ressourcenabbau sowie durch den Aufstieg neuer Eliten anders „gefüllt“ als jemals zuvor und habe sich erst aufgrund dieser neuen Qualitäten zu einem „identity space“ entwickeln können.¹⁸ Mit anderen Worten: *Territorialisierung* ist eine Herrschaftsstrategie, die sich nach einer relativ langen Konstituierungs- und Erprobungsphase in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer konsistenten Form räumlicher Verfasstheit entwickelt hat. Nicht nur, aber vor allem in Europa und in den USA war dieses Ordnungsprinzip überaus wirkungsmächtig, und darüber hinaus noch für andere Entwicklungs- und Modernisierungsdynamiken wie beispielsweise für die Ausbildung staatlicher Souveränität absolut grundlegend. Obgleich Maier diesen epochalen Vorgang sowohl in seiner Außen- wie auch in seiner Binnendifferenzierung andeutet und *Territorialität* quasi zur räumlichen Grundstruktur moderner Gesellschaften erklärt, bleibt sein Periodisierungsnarrativ nicht ganz widerspruchsfrei. So ist weiterhin offen, ob und wie sich Territorialität seit den 1970er Jahren im Zuge globaler Vernetzungen signifikant verändert hat, während es gleichzeitig zweifelhaft scheint, ob es sich bei der von Maier vertretenen Epochengrenze von 1860 tatsächlich um eine räumliche oder doch eher um eine modernisierungstheoretische Zäsur handelt.¹⁹ Streng territorialgeschichtlich wäre dieser Zeitpunkt zumindest für Europa deutlich früher anzusetzen, wenn man ihn nicht auf den Durchbruch des Industriekapitalismus verengen möchte. Gleichzeitig erweist es sich bei genauerer Betrachtung als nicht unproblematisch, dass Maiers Periodisierungsvorschlag den Eindruck vermittelt, Territorialität stelle über einen Zeitraum von etwa einhundert Jahren ein konstantes Prinzip dar, das sich zudem vom Nationalstaat als quasi territorialer Normgröße kaum mehr differenzieren lässt. Hier wäre eine konsequentere und weiter reichende Historisierung politischer Räumlichkeit einzufordern. Denn im Ringen um die effektivste Form politisch-räumlicher Ordnung gehörte nicht nur die Territorialisierung der Nation zu den Hauptantriebskräften, sondern die entscheidende Dynamik lag im 19. bis weit ins 20. Jahrhundert gerade in der Spannung und damit in der Verflechtung zwischen nationalen, nationalstaatlichen und imperialen beziehungsweise großräumlichen Ordnungsversuchen. Herausgefordert durch nationale Gegenentwürfe gerieten manche imperiale Raumordnungen bekanntermaßen in existentielle Krisen, gleichzeitig konnte aber auch – wie beispielsweise in Ostmitteleuropa – die Vorstellung imperialer Erweiterungs- und Ergänzungsräume mit Nationalisierungsprojekten durchaus konform gehen. Stellt man die Nationalisierungsstrategien in Europa als dominanten oder gar einzig relevanten Prozess heraus, wie man Maier durchaus lesen könnte, dann verliert man die Gleichzeitigkeit wie auch die Verklammerungen nationaler, imperialer, aber auch großräumlicher und regional-lokaler Raumvorstellungen aus dem Blick. Der Nationalstaat als europäisches Raumordnungsmodell bliebe analytisch unterkomplex, wenn er nicht transnational verkoppelt

wie auch lokal konterkariert wird. Die Gleichzeitigkeit verschiedener und teilweise konkurrierender Raumvorstellungen an ein und demselben Ort gehört daher zu den zentralen analytischen Herausforderungen einer theoriegeleiteten Raumgeschichte. Mit dieser Differenzierung wäre dann auch die von Charles S. Maier vertretene These eines „Jahrhunderts der Territorialität“ zwischen 1860 und 1970 dahingehend zu befragen, wie sich nationalstaatliche Territorialität in diesem Zeitraum sowohl in Konkurrenz wie auch im Zusammenwirken mit anderen Raumordnungskonzepten durchsetzte, ohne dass die historischen Alternativen ihre Wirkungskräfte gänzlich einbüßten.²⁰ Dadurch geraten vor allem die Spannungszustände konkurrierender Raumkonzepte wie auch die damit verbundenen Praktiken des räumlichen Ordnen in den Mittelpunkt. Maiers Territorialisierungsparadigma müsste dann mindestens durch zwei räumliche Entwicklungsdynamiken ergänzt werden: zum einen durch das bereits erwähnte Phänomen der Verdichtung im Kontext von ökonomischen und demographischen Modernisierungs- und Globalisierungsprozessen, und zum anderen durch die dem nationalen Raumkonzept eingelagerte Vorstellung der räumlichen Homogenisierung.

Verdichtung stellt dabei ein räumliches Wahrnehmungsmuster dar, das seine Dynamik aus der engen Verzahnung von Industrialisierung, Bevölkerungszunahme, Arbeitsmigration und Urbanisierung bezog und mit einem zirkulären Verflechtungsgeschehen korrespondierte, das seine Stabilität aus der Dichte und Intensität der ihm zugrundeliegenden Austauschprozesse gewann. Dieses Beziehungsgeflecht wurde vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als ein raumgreifender Strukturwandel wahrgenommen, der sich immer stärker zu verdichten schien, so dass Metaphern wie die vom *Raumschwund* die räumliche Dimension industriellen Wandels akzentuierten. Zu dieser Zeit bezog sich *Raumschwund* zwar noch nicht auf Konzepte politischer Territorialität, aber der gefühlte Verlust von *Raum* gehörte zumindest in Deutschland zu den entscheidenden Antriebskräften einer immer vehementer geforderten kolonialen Landnahme außerhalb, später auch innerhalb Europas. Während jedoch solche imperialen Landnahmen trotz ihrer zum Teil extremen und zuweilen auch genozidalen Gewalt grundsätzlich auf der Vorstellung von Heterogenität des imperialen Raumes beruhten, in dem gleichwohl hierarchisierte Rechtsverhältnisse existieren, streben Gemeinschaftsversprechen wie *Nation*, *Volk* oder *Rasse* tendenziell danach, den von ihnen beanspruchten Raum rechtlich, politisch, ökonomisch wie auch ethnisch zu homogenisieren. Europa scheiterte im Zuge der fortschreitenden Nationalstaatsbildung, vor allem nach dem Konkurs des Habsburgerreiches, an der unlösbaren Aufgabe, homogene Gemeinschafts- und Raumordnungsvorstellungen mit den vorherrschenden Besiedlungs-, Nationalitäten- und auch Staatlichkeitsverhältnissen in Deckung zu bringen. Versuche, die vor allem in Ost- und Südosteuropa geradezu explodierenden Homogenisierungskräfte z.B. durch garantierte Minderheiten- und Autonomie-rechte, durch internationale Schiedsgerichte oder durch gewisse Grenzregulierungen jedenfalls unter Kontrolle zu halten, blieben in ihren Wirkungen relativ marginal. Ein homogener Raum war und ist nur mittels eines gigantischen Umsiedlungs-, Vertreibungs- und

schließlich auch Vernichtungsprogramms herstellbar. Besonders diejenigen Systeme, die ihre imperialen oder auch großräumlichen Herrschaftsansprüche mit dezidierten und radikalen Homogenitätstheorien aufluden, entfalteten genau *die* Destruktivität, die das 20. Jahrhundert zum „Zeitalter der Extreme“, wie Eric Hobsbawm es genannt hat, werden ließ.

Postsouveräne Territorialität

Während sich also für das von Charles S. Maier beschriebene „Jahrhundert der Territorialität“ die Handlungsrelevanz der Kategorie *Raum* durchaus komplexer darstellt, bleibt auch das favorisierte Ende dieser Periode in den 1970er Jahren zu hinterfragen. Die populäre These, dass aufgrund der Globalisierung, und hier vor allem aufgrund der Informationstechnologie, der physikalische Raum seine Relevanz immer weiter einbüße und im 21. Jahrhundert zu einer relativ unbedeutenden Ressource verkümmern werde, kann angesichts fortschreitender De- und Re-Territorialisierungsdynamiken nicht überzeugen. Strittig ist dabei nicht die Tatsache, *dass* sich unser Verständnis von Territorialität und politischer Räumlichkeit gegenwärtig gravierend verändert, strittig ist aber sehr wohl, seit wann das so ist, aus welchen Gründen und wie sich dieser Prozess begrifflich fassen lässt. Historisch ist der Zeitpunkt für Europa relativ klar zu benennen, vor allem, wenn man damit keine Jahreszahl, sondern einen historischen Moment meint: Europa stand nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht nur vor den Trümmern seiner eigenen Destruktivität, sondern musste auch das Scheitern seiner auf zuletzt radikalen (rassistischen) Homogenitätskonzepten beruhenden Territorial- und Herrschaftsordnung konstatieren. Zwar wird nach 1945 zunächst eine wiederum nationalstaatlich verfasste Raumordnung installiert, die sehr bald in Spannung zur großräumlichen Blockbildung des Kalten Krieges tritt, doch zeitgleich macht sich Europa auf den Weg, diese nationalstaatlich-großräumlichen und erfahrungsgemäß explosiven Spannungszustände nicht nur irgendwie unter Kontrolle zu halten (beispielsweise durch Bündnispolitik) oder zu unterdrücken, sondern sie im Rahmen eines supranationalen Gefüges durch Verfahren zu institutionalisieren und dieses mit dem Versprechen nach allgemeinem Wohlstand, Freizügigkeit und Sicherheit auszustatten. Zunächst vor allem ökonomisch und sicherheitspolitisch, dann zunehmend auch rechtlich und politisch konstituiert sich seit den 1950er Jahren ein später durch geteilte Souveränitäten geprägtes, supranationales System, das vor allem eines sein möchte: „Ein Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts.“²¹

Eine solche Selbstbeschreibungsförmel fordert eine an territorial- und raumtheoretischen Fragen interessierte Wissenschaft in ganz besonderer Weise heraus: Im Rahmen soziologischer, politikwissenschaftlicher sowie historischer Forschungen steht bisher vor allem der Souveränitätsbegriff im Mittelpunkt zahlreicher Theorie- und Konzeptionalisierungsanstrengungen, wenn es um den Wandel von Staatlichkeit geht.²² Die Interdependenz zwischen Postsouveränität und territorialer Ordnung bleibt indes bisher weitgehend unberücksichtigt.²³ Dabei ist im Kontext der fortschreitenden Europäisierung ein

Veränderungsprozess zu beobachten, durch den sich nicht nur individuelle Rechtsansprüche und Zugangsbedingungen zu Märkten gravierend verändern, sondern durch den vor allem regionale, nationale und supranationale Zugehörigkeiten variiert werden. Denn mit dem Konzept der Postsouveränität, also der Vorstellung einer geteilten, sich überlappenden und damit nicht mehr klassisch-autonomen Souveränität des Staates stellt sich die Frage der territorialen Verfasstheit von Ordnungssystemen faktisch neu, da bisherige, nationalstaatlich verfasste Angebote immer stärker „supranational übergangen oder ethnisch-regional unterlaufen“ werden.²⁴ An die Stelle klassisch-territorialer Differenzmarkierungen treten immer häufiger „invisible frontiers“, die eben nicht mehr auf herkömmlichen Raumparametern, sondern auf institutionalisierten, regulatorischen Verfahren innerhalb und jenseits der nationalstaatlichen Ordnungen beruhen. Inwiefern Zugehörigkeit, Letztinstanzlichkeit und Herrschaftsmonopol in politischen Systemen wie dem der Europäischen Union überhaupt noch territorial zu denken sind, stellt eine in der Forschung bisher allenfalls aufgeworfene Forschungsperspektive dar, obgleich Systeme wie die Europäische Union nationalstaatliche Territorialkonzepte nachhaltig konterkarieren. *Territorialität* kann in solchen Gefügen zumindest nicht mehr uneingeschränkt als räumliches Organisationsprinzip und damit als ein Kernelement staatlicher Souveränität definiert sein.

Die Europäische Union stellt für diesen Transformationsprozess nicht nur aufgrund aktueller Integrationsdebatten und Krisenszenarien eine komplexe Herausforderung dar, sondern auch deswegen, weil es eben ein historisch gewachsenes, spezifisch europäisches Verständnis von *Raum* und *Territorium* gibt, mit dem gemeinhin soziale Prozesse fixiert, politische Zugehörigkeiten definiert sowie Herrschafts- und Gültigkeitsräume gerahmt werden. Dieses spezifische Verständnis wird auch im Zuge der europäischen Integration immer wieder sichtbar, denn schließlich stellt der Raumbegriff ein zentrales Element im Selbstverständnis der Europäischen Union dar. So beruhen beispielsweise die Grundfreiheiten unweigerlich auf der Vorstellung von einem Raum, der die Hoheitsgewalten der EU-Mitgliedsstaaten überwölbt, dadurch Freizügigkeit ermöglicht und die voneinander abgegrenzten, nationalstaatlichen Territorien miteinander verbindet.²⁵ Der Rückgriff europäischer Selbstbeschreibungen auf historisch gewachsene Raumsemantiken verortet die territorialen Selbstbeschreibungen zugleich jedoch in einem Spannungsgefüge von supranationalen, großräumlichen, nationalstaatlichen wie auch regionalen und lokalen Raumkonzepten. Die Europäische Union ist weder Imperium noch Nationalstaat, sondern ein aus 28 Mitgliedsstaaten bestehender Zusammenschluss, der zum einen in der einzelstaatlichen Territorialität, die für bestimmte Politikfelder weiterhin den alleinigen Referenzrahmen bildet, fußt; der zum anderen aber auch aus einem supranationalen Gebilde besteht, das sich durch vertraglich abgetretene Souveränitätsrechte, durch staatsübergreifende, regulatorische Verfahren sowie durch neue politische und administrative Instanzen konstituiert. Dieses System verfügt territorial allerdings über keinen anderen *Raum* als denjenigen, der sich aus der Summe nationaler Staatsgebiete ergibt. Gleichzeitig ist es aber ein strukturelles Kernelement dieses europäischen Raumes, dass sich in ihm garantierte Herrschafts- und

Souveränitätsrechte wie auch gewährleistete Rechts- und Solidaritätsansprüche überlagern. In diesem Koordinatensystem konfiguriert sich ein Europa, das den Nationalstaat zwar einerseits überwinden, ihn jedoch andererseits als politisches und identitäres Kern- und Sicherungselement bewahren und in ein supranationales System integrieren will. Wie lässt sich eine solche räumliche Verfasstheit auf den Begriff bringen?

Klassische Konzepte wie *Empire*, *Imperium*, *Großraum* oder *Staatenbund* stellen konventionelle Beschreibungen dar, mit denen sich allenfalls noch Teilaspekte dieses EU-Raumes zutreffend kategorisieren lassen. Vor allem die von Carl Schmitt Ende 1930er Jahre konzipierte Großraumtheorie gehört gegenwärtig zu den strittigen und kontrovers diskutierten Ordnungsangeboten.²⁶ Ist die Europäische Union ein Großraum und wo liegt ihre politische Gravitationskraft? Nicht nur das bei Schmitt eingelagerte hegemoniale Denken ruft in der aktuellen Krise und mit Blick auf Deutschlands Machtstellung dezidierte Widersprüche hervor, darüber hinaus gilt es auch der schlichten Beobachtung nachzugehen, dass die zwischenstaatlichen Verträge, aus denen der EU-Raum hervorgegangen ist und immer noch hervorgeht, von vornherein eine Logik der räumlichen Erweiterung wie auch eine Logik der politischen Vertiefung des europäischen Zusammenschlusses beinhalten, obgleich die Europäische Union in ihrer Kernstruktur zunächst ein ökonomisches System darstellte (was für die politische Integration bis heute Folgen hat). Diese räumlichen Besonderheiten des EU-Raums spiegeln sich vor allem in der Auseinandersetzung mit europäischen Grenzregimen wider.²⁷ An den Grenzpolitiken zeigt sich der gravierende Wandel territorialer Ordnung am deutlichsten: Die Europäische Union unterhält weder Binnen- noch Außengrenzen, die sich im klassischen Sinne als nationalstaatlich bezeichnen lassen, vielmehr wird die Abschottung und Durchlässigkeit des Raumes sowohl äußerlich markiert wie auch durch institutionalisierte Verfahren gewährleistet, die in der konventionellen Vorstellung einer territorialen Umschließung nicht mehr aufgehen. Die EU-Grenzen erweisen sich als Zonen der De- wie auch der Re-Territorialisierung, da sie zum Beispiel die Unterscheidung zwischen In- und Ausländer sowohl verwischen als auch zementieren, Drittstaaten durch Nachbarschaftspolitik sowohl anbinden wie auch auf Abstand halten und innerhalb des EU-Raumes Demarkationslinien auflösen wie auch neu konstituieren. Politisch brisant ist hier vor allem der Begriff der „vorgelagerten Migrationsabwehr“, durch den die tiefgreifende Veränderung klassischer Territorialauffassungen signifikant hervortritt. Der EU-Raubegriff fungiert somit als Ordnungs-, Kommunikations- und Beobachtungsform, die es erlaubt, Differenz zu markieren beziehungsweise neue Zugehörigkeiten herzustellen. *Raum* dient folglich dazu, strittige Problembereiche zu de- wie auch zu re-nationalisieren, indem die Europäische Union bei bestimmten politischen Entscheidungen immer wieder auf klassische, nationalstaatliche Raumkonzepte rekurriert, sie aber zugleich durchbricht oder unterläuft, wenn sie die Entscheidungskompetenz an sich zieht oder Befugnisse delegiert. Diese neue Qualität politischer Räumlichkeit, die sich in einem entschiedenen *sowohl- als-auch* wie auch in dem ständigen Wechselspiel politischer Zuständigkeiten ausdrückt, ließe sich möglicherweise am ehesten als *Postsouveräne Territorialität* bezeichnen

– ein Begriff, der zu betonen versucht, dass sich Grenzen in Europa keineswegs auflösen, wohl aber gravierend verändern. Eine geschichtstheoretisch informierte Raumforschung sollte diesen gegenwärtigen Transformationsprozesses nicht nur als fachspezifisches Themenfeld, sondern auch als Gegenstand und Herausforderung transdisziplinärer Forschungsarbeit begreifen.

Anmerkungen

- 1 Bei dem Beitrag handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung eines Vortrages am 6. Mai 2013 im Hamburger Institut für Sozialforschung unter dem Titel: „Reden wir über... RAUM“. Siehe: <http://www.his-online.de/veranstaltungen/institutsmontage/> [Letzter Zugriff: 13. Juni 2013]
- 2 Einen guten Überblick dazu liefert: Josef Ehmer, *Bevölkerungsgeschichte und Historische Demographie 1800-2000*, München 2004.
- 3 Zum Übervölkerungsdiskurs vgl. Susanne Heim/Ulrike Schaz, *Berechnung und Beschwörung. Übervölkerung – Kritik einer Debatte*, Berlin 1996; Thomas Etzemüller, *Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2007.
- 4 Zur Verzeitlichung vgl. Reinhard Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2000; Götz Großklaus, *Medien-Zeit, Medien-Raum: zum Wandel der raumzeitlichen Wahrnehmung in der Moderne*, Frankfurt am Main 1995; Hartmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am Main 2005.
- 5 Zum Territorialisierungsbegriff vgl.: Jean Gottmann, *The Significance of Territory*, Charlottesville 1973; Robert David Sack, *Human Territoriality. Its Theory and History*, Cambridge 1986; Bertrand Badie, *La fin des territoires: Essai sur le désordre international et sur l'utilité sociale du respect*, Paris 1995; David Delaney, *Territory. A short Introduction*, Malden 2005, Charles S. Maier, *Transformations of Territoriality 1600-2000*, in: Gunilla Budde/Sebastian Conrad/Oliver Janz (Hg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006, S. 32-55; Steffi Marung, *Die wandernde Grenze. Die EU, Polen und der Wandel politischer Räume 1990-2010*, Göttingen 2013.
- 6 Vgl. das instruktive Arbeitspapier von: Steffi Marung/Katja Naumann, *Territorialisierung in Ostmitteleuropa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Konzeptpapier zum workshop: „Ostmitteleuropa transnational“, online: http://db.uni-leipzig.de/~ifabdez5/_veranstaltungen/data/dokumente/php20101018165138.pdf [Letzter Zugriff: 13.6.2013]
- 7 Einschlägig hierzu: John B. Harley, *The New Nature of Maps. Essays in the History of Cartography* (1988), Baltimore 2001; lesenswert: Jörg Dünne, *Die Karte als Operations- und Imaginationsmatrix. Zur Geschichte eines Raummediums*, in: Jörg Döring/

- Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008, S. 49-69.
- 8 Herausragend in der Analyse: Achim Landwehr, *Die Erschaffung Venedigs. Raum, Bevölkerung, Mythos 1570-1750*, Paderborn 2007.
 - 9 Einen kritischen Überblick liefern: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008.
 - 10 Die Kritikpunkte aus Sicht der Geographie formulieren beispielsweise: Gerhard Hard, *Der Spatial Turn, von der Geographie her beobachtet*, in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008, S. 263-315 sowie im gleichen Band von Marc Redepenning, *Eine selbst erzeugte Überraschung: zur Renaissance von Raum als Selbstbeschreibungsförmel der Gesellschaft*, S. 317-340.
 - 11 Siegfried Krakauer, *Über Arbeitsnachweise. Konstruktionen eines Raumes (1929)*, in: ders., *Schriften*, Bd. 5, Frankfurt am Main 1990, S. 185-192, Zitat S. 186.
 - 12 Rudolf Stichweh, *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*, Frankfurt am Main 2000, S. 192.
 - 13 Jüngst auch nachzulesen bei: Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt am Main 2013.
 - 14 Vgl. Marc Redepenning, *Wozu Raum? Systemtheorie, critical geopolitics und raumbezogene Semantiken*, Leipzig 2006.
 - 15 Redepenning, *Renaissance von Raum*, S. 333.
 - 16 Vgl. Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts* (engl. 1983), Frankfurt am Main 1988; Erik J. Hobsbawm/Terence Ranger (Hg.): *Invention of Tradition*, Cambridge 1983.
 - 17 Vgl. Charles S. Maier: *Consigning the Twentieth Century to History: Alternativ Narratives for the Modern Era*, in: *American Historical Review* 105 (2000), S. 807-831.
 - 18 Ebd., S. 808.
 - 19 Ob es sich hierbei um die Ablösung oder aber um eine Transformation des Nationalstaates handelt, hält Maier noch für offen. Seiner These, dass „the very technological transformations of the last thirty years have tended to make physical space a less relevant resource“, ist bereits deutlich widersprochen worden. Im Zuge der Globalisierung lassen sich eben nicht nur De- sondern auch Re-Territorialisierungsprozesse ausmachen. Vgl. Maier, *Consigning the Twentieth Century*, S. 824. Weiterhin scheint Maier die Epochengrenze von 1860 mittlerweile zugunsten eines Stufenmodells aufzuweichen. Er unterscheidet bestimmte Phasen territorialer Entwicklung, die aber zum einen inhaltlich unspezifisch bleiben, zum anderen auch den Zeitraum zwischen 1860 und 1970 nicht spezifizieren: „The table suggests that an era of intense territoriality emerged around the mid-seventeenth century, underwent some decisive modifications in the eighteenth and nineteenth century and then, I believe, started to dissolve a generation ago.“ Vgl. ders., *Transformations of Territoriality 1600-2000*, in: Gunilla

- Budde/Sebastian Conrad/Oliver Janz (Hg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006, S. 32-55.
- 20 Vgl. hierzu und zur nachfolgenden Argumentation: Ulrike Jureit, *Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. Und 20. Jahrhundert*, Hamburg 2012.
- 21 So lautet die zentrale Selbstbeschreibungsformel der Europäischen Union, vgl. unter anderem den Vertrag von Amsterdam (1997) sowie die darauf aufbauenden Programme (Stockholmer Programm; Haager Programm etc.) zur Fortentwicklung dieses Konzeptes, online: <http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:52009DC0262:DE:NOT> [Letzter Zugriff: 13. Juni 2013]
- 22 Dazu an dieser Stelle nur einige Hinweise: John W. Meyer et al., *World Society and the Nation-State*, in: *American Journal of Sociology* 103 (1997), Nr. 1, S. 144-181; Stephan Hobe, *Der Kooperationsoffene Verfassungsstaat*, in: *Der Staat* 37 (1998), S. 521-546; Neil MacCormick, *Questioning Sovereignty. Law, State, and Nation in the European Commonwealth*. Oxford 1999; Saskia Sassen, *Territory, Authority, Rights*. Princeton 2006; Aleksandra Lewicki, *Souveränität im Wandel. Zur Aktualität eines normativen Begriffs*, Münster 2006; Thomas Risse / Ursula Lehmkuhl, *Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 20-21 (2007), S. 3-9; Philipp Genschel/Bernhard Zangl, *Die Zerfaserung von Staatlichkeit und die Zentralität des Staates*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 20-21 (2007), S. 10-16; Georg Vobruba, *Der postnationale Raum. Transformation von Souveränität und Grenzen in Europa*, Weinheim 2012.
- 23 Dieser Zusammenhang ist Gegenstand eines Forschungsprojektes mit dem Titel „Post-souveräne Territorialität“, das ich gemeinsam mit Nikola Tietze verfolge, vgl. <http://www.his-online.de/forschung/projekte-gastwissenschaftler/1868/> [Letzter Zugriff: 13. Juni 2013]
- 24 Claus Leggewie, *Space – not time? Raumkämpfe und Souveränität. Skizzen zu einer „Geopolitik“ multikultureller Gesellschaften*, in: *Transit* 7/1994, S. 27-42, Zitat S. 27.
- 25 Vgl. Nikola Tietze, *Imaginierte Gemeinschaft. Zugehörigkeiten und Kritik in der europäischen Einwanderungsgesellschaft*, Hamburg 2012.
- 26 Vgl. Rüdiger Voigt (Hg.), *Großraum-Denken. Carl Schmitts Kategorie der Großraumordnung*, Stuttgart 2008.
- 27 Vgl. Monika Eig Müller/ Georg Vobruba (Hg.), *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*, Wiesbaden 2006; Robert Hettlage, Robert/Petra Deger (Hg.), *Der europäische Raum. Die Konstruktion europäischer Grenzen*, Wiesbaden 2007; Monika Eig Müller, *Grenzsicherungspolitik. Funktion und Wirkung der europäischen Außengrenze*, Wiesbaden 2007.

Anna-Lisa Müller ■

Die kreative Stadt: zwischen Leitbild und städtischer Wirklichkeit

1 Die kreative Stadt als Diskurs- und Empiriephänomen

In der aktuellen Diskussion um städtische Veränderungen hat der Topos der kreativen Stadt einen wichtigen Stellenwert. Seit Ende der 1990er Jahre findet er sich im Diskurs der internationalen Stadtforschung. Die kreative Stadt stellt dabei ein Phänomen der Stadtentwicklung dar, anhand dessen sich die Wirkungen von gesellschaftlichen und städtischen Leitbildern auf die Materialität und Räumlichkeit des Urbanen, aber auch auf seine Sozialität ablesen lassen. Dabei gehört die *creative city* zu den Phänomenen, die nicht nur wissenschaftliche Rezeption erfahren (z. B. Florida 2005; Heßler 2007; Landry 2008), sondern auch im Feuilleton behandelt werden (z. B. Eakin 2002 oder Klüsener 2004) und so zusätzliche gesellschaftliche Aufmerksamkeit erlangen. Indem das Konzept der kreativen Stadt als Leitbild Verwendung in der politisch-administrativen Stadtplanung gefunden hat, zeitigt das Leitbilder der kreativen Stadt konkrete Wirkungen auf die räumlich-materielle Umwelt verschiedener Stadtgesellschaften. Es handelt sich daher inzwischen nicht mehr nur um ein diskursives Phänomen westlich-industrialisierter Gesellschaften, sondern es lassen sich in Städten materielle Wirkungen dieses Diskurses nachzeichnen.

Ziel des vorliegenden Aufsatzes ist es, die Facetten des wissenschaftlichen Diskurses um Kreativität und kreative Städte nachzuzeichnen und anhand zweier Beispiele zu zeigen, wie die Orientierung am Leitbild Kreativität die materielle und soziale Wirklichkeit von Städten verändert. Dabei wird außerdem dargestellt, wie die Konzeption des Nicht-Kreativen, d. h. des „Anderen“, in der Stadtplanung Berücksichtigung findet und welche globalen Bezüge dieses Phänomen der Stadtentwicklung aufweist. Abschließend wird die Frage diskutiert, zu welchem Grad das Konzept der *creative city* eine Analysekategorie für urbane Phänomene darstellt.

Die empirische Grundlage dieser Arbeit stellen eigene Feldforschungen in den Städten Dublin (Irland) und Göteborg (Schweden) dar, die ich im Zeitraum von 2008 bis 2009 durchgeführt habe. Diese Daten machen es möglich, sich der empirisch erfahrbaren Wirklichkeit der *creative city* zu nähern und diese mit dem wissenschaftlichen und stadtplanerischen Diskurs in Bezug zu setzen. Dies impliziert dreierlei: a. die Auseinandersetzung mit dem vorzufindenden Verständnis dessen, was in der allgemein-wissenschaftlichen

und der angewandt-stadtplanerischen Diskussion als kreativ bezeichnet wird (Kapitel 3), b. eine Analyse globaler und lokaler Planungsbezüge (Kapitel 4.1), und c. die Frage, was mit dieser Form der Stadtgestaltung fokussiert bzw. ausgeschlossen wird (Kapitel 4.2).

Den konzeptionellen Rahmen für diese Analyse bilden Theorien der Kreativität, der Stadtplanung und der Globalisierung. Nach einer Darstellung der unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Kreativitätskonzepte werden diese auf das Feld der Stadtforschung übertragen. Dabei wird der Frage nachgegangen, welches Kreativitätsverständnis in den vorzufindenden Konzepten der kreativen Stadt je angewendet wird. Die Analyse der Fallbeispiele zeigt schließlich, wie das Leitbild der Kreativität in der Stadtplanung mit anderen gesellschaftlichen Leitbildern zu einer Planungsvision verbunden wird. In einer abschließenden Diskussion stelle ich die These auf, dass der Begriff *creative city* als eine neue Analysekategorie in der Stadtforschung verwendet werden kann.

2 Die Planung von Städten im 21. Jahrhundert

Mit dem Thema der kreativen Städte steht eine spezifische Form städtischer Planung im Mittelpunkt dieses Beitrags: Sie verwendet das Leitbild der Kreativität zur Gestaltung lokaler urbaner Räume. Indem ich die Stadtplanung fokussiere, greife ich selektiv ein Element von Stadtentwicklung heraus. Ich verstehe die politische Stadtplanung als eines von mehreren Feldern der Stadtentwicklung, welche noch weitere, insbesondere ungesteuert verlaufende Phänomene beinhaltet. Unter Rückgriff auf Klaus Selle sind es „viele Akteure, wir alle, [die die] Stadt entwickeln“ (Selle 2008, 3) – Stadtentwicklung entsteht also aus der Interaktion aller sich in der Stadt aufhaltenden Menschen und umfasst vielfältige Prozesse ihrer Transformation. Die Stadtplanung dagegen stellt m.E. einen Teilbereich der Stadtentwicklung dar, sie ist eine professionelle Einflussnahme auf die Entwicklung des Urbanen. Für eine solche zielgerichtete Planung sind spezifische Vorstellungen von Stadt und ihrer Entwicklung vonnöten, die die entsprechenden Handlungen anleiten; um diese geht es im folgenden Abschnitt.

2.1 Visionen und Leitbilder in der Stadtplanung

Planen – und damit auch das Planen von Städten – ist ein auf die Zukunft gerichtetes Handeln, das „vorausschauend ein städtebauliches Struktur- und Gestaltungsgefüge [formt]“ (Streich 2005, 24). Wichtige Merkmale der Stadtplanung sind die Gerichtetheit und der vorausschauende Charakter des Handelns, denn dies sind die entscheidenden Unterschiede zum oben erwähnten Konzept der Stadtentwicklung als Handeln aller Akteure im städtischen Raum. Einem derart formenden Handeln ist eine Zielorientierung implizit, welche in Leitbildern ihren Ausdruck findet. Derartige Leitbilder können als „dominierende Zielkonzepte, die der Orientierung und Steuerung von städtebaulichen Entwicklungen“ (Streich 2005, 85, Herv. i. O.) dienen, bezeichnet werden, sie „beinhalten *utopische Momente*“ (ebd., Herv. i. O.) und weisen „*modische Momente*“ (ebd., Herv. i. O.) auf. Fasst man diese

Merkmale zusammen – Gerichtetheit, Orientierung und Steuerung, utopisches und modisches Moment –, wird erkennbar, dass den Leitbildern eine Vision zugrunde liegt: eine Vision der zukünftigen Gestalt der Stadt, welche zur Begründung für die Formulierung bestimmter Leitbilder dient. Diese Vision umfasst aber noch einen weitergehenden Aspekt. Aufbauend auf der Annahme, dass eine Stadt maßgeblich dadurch zu einer Stadt wird, dass eine bestimmte Anzahl an Menschen in einem begrenzten Gebiet lebt (vgl. exemplarisch zur sozialwissenschaftlichen Bestimmung der Stadt Simmel 1995 [1903]; Weber 1999 [1920/21]; Wirth 1938), beinhaltet die Stadtplanung auch Aussagen über die Gesellschaft der Stadt. Wenn formuliert wird, wie die Stadt in der Zukunft aussehen soll, werden insgesamt Aussagen über die Menschen, die in ihr leben, und ihre sozialen Beziehungen getroffen – es wird also eine Vision für das Soziale der Stadt formuliert, und damit eine Vision für das gesellschaftliche (Zusammen-)Leben in der Stadt.

In die Stadtplanung ist daher ein normatives Moment konzeptionell eingelassen. Dieser Aspekt der Normativität ist unverzichtbar, wenn es darum geht, städtische Planungsprozesse und ihre Beziehung zum Sozialen zu erklären. Der Charakter der Normativität von Leitbildern ist der Grund, warum die Diskussion um kreative Städte oft so hitzig geführt wird: Kreativität ist ein Begriff, der in der Alltagssprache tief verankert ist und unterschiedliche Assoziationen bei den verschiedenen Akteuren hervorruft. Divergieren diese Assoziationen und treffen dann aufeinander, entstehen potentiell Konflikte um die Deutungshoheit. Die Formulierung von stadtplanerischen Visionen wie derjenigen der kreativen Stadt führt potenziell zu divergierenden Ansichten über Art, Inhalte und Ziele der gesteuerten Stadtentwicklung, da bestimmte Verständnisse – etwa von einer Gesellschaft und ihrer Beziehung zur Stadt – aufgerufen und andere ausgeschlossen werden.

2.2 Die Renaissance der kreativen Stadt

Seit Ende der 1990er Jahre hat Kreativität in prominenter Weise Einzug in die Sphäre der Stadtplanung gehalten. Aber schon 1985 betonte der schwedische Regionalwissenschaftler Åke E. Andersson in seinem Buch *Kreativitet. Storstadens Framtid (Kreativität. Zukunft der Großstadt)* die Bedeutung von Kreativität für die Entwicklung von Großstädten (vgl. Andersson 1985).

Die Renaissance dieses Themas begann zeitgleich mit der international zunehmenden Förderung der sogenannten *creative industries*.¹ Im wissenschaftlichen Kontext arbeiteten insbesondere Charles Landry (2008 [2000]; 2006) und Richard Florida (2004 [2002]; 2005) die gesellschaftliche Rolle von Kreativität und ihre Bedeutung für die Stadtentwicklung heraus. Die Verbreitung der Begriffe *creative city* und *creative class* (Florida 2004 [2002]) trug allerdings nicht zu einer Klärung oder Vereinheitlichung der damit bezeichneten Phänomene bei. Zusammen mit dem normativen Charakter, den die Diskussionen zumeist aufweisen, führte die Vielzahl der damit bezeichneten Phänomene zu oft verwirrenden Debatten um den eigentlichen Gegenstand der Diskussion (vgl. dazu exemplarisch Kunzmann 2005).

Worum geht es bei der Diskussion um die kreative Stadt? Was und wer ist kreativ, und welche gesellschaftstheoretischen und normativen Positionen sind damit verbunden? Im folgenden Abschnitt nehme ich eine begriffliche Klärung und konzeptionelle Unterscheidung der verschiedenen Phänomene vor, die mit dem Begriff der kreativen Stadt in Verbindung gebracht werden.

3 Klärendes zum Zusammenhang von Kreativität und Stadt

Es gibt zwei Perspektiven auf den Zusammenhang von Kreativität und Stadt, die voneinander zu unterscheiden sind. Zum einen kann die *creative city* als eine „Stadt der Kreativen“ verstanden werden, in der den Menschen Kreativität zugesprochen wird. Zum anderen geht es um die „kreative Stadt“, also um eine Stadt, der in ihrem Sein als Stadt ein genuin kreatives Moment innewohnt. Diese unterschiedlichen Betrachtungsweisen führen zu unterschiedlichen Schwerpunkten in der Stadtplanung und in der Wahrnehmung der Stadt insgesamt.

3.1 Die Stadt der Kreativen

Im ersten Fall, der Stadt der Kreativen, weisen die sich in der Stadt aufhaltenden Menschen Kreativität auf. Hier lassen sich drei Perspektiven unterscheiden (vgl. dazu ausführlich Müller 2013): 1. eine anthropologische, nach der jedes Handeln ein kreatives Moment aufweist, 2. eine handlungstheoretische, die eine bestimmte Form des Handelns als kreativ beschreibt, und 3. eine poststrukturalistische Perspektive, nach der Kreativität als Teil des hegemonialen Diskurses eine handlungsleitende Anforderung für das Subjekt darstellt.

Die anthropologische Perspektive ist mit einer handlungstheoretischen Perspektive verbunden; in einigen Fällen findet sich erstere aber auch abgekoppelt von einer dezidierten Handlungstheorie. Dies ist bei Heinrich Popitz (2002) der Fall, der Kreativität als die menschliche Fähigkeit, „Urheber zu sein“ (Popitz 2002, 98), beschreibt und die Rolle der Phantasie und des stimulierenden Umfelds für die Ausprägung dieser Fähigkeit betont. Mithilfe der Anwendung dieser Fähigkeit werden verschiedene Artefakte und Sinnformen wie beispielsweise Religion geschaffen.

Der handlungstheoretische Blick auf Kreativität, wie ihn beispielsweise Hans Joas (1996) verfolgt, versteht dagegen nur bestimmte Formen des menschlichen Handelns als kreativ. Diese sind auf das Lösen von Problemen und das Hervorbringen von Neuem ausgerichtet und stellen konstitutive Fähigkeiten von Menschen dar.

Handlungstheoretische und anthropologische Sichtweisen modellieren die kreative Stadt als eine Stadt der kreativen Menschen, als einen Ort, in dem die Ansässigen in ihrem Alltag kreativ handeln und so die Stadt zu einer kreativen machen.

Im dritten Fall, der poststrukturalistischen Perspektive, handelt es sich ebenfalls um eine Stadt von kreativ handelnden Menschen, allerdings sind diese in ihrem Handeln einem Kreativitätsdispositiv unterworfen (vgl. Reckwitz 2008, 235f.). Hier gilt Kreativität als ge-

sellschaftliche Anforderung, der sich das einzelne Subjekt unterwirft und die es als erstrebenswert begreift. Das Nicht-Kreative ist das konstitutive Außen, das, was das einzelne Subjekt gerade nicht sein wollen darf. Die von Richard Florida (2004 [2002]) konstatierte Entwicklung einer *creative class* lässt sich insofern in eine solche poststrukturalistische Perspektive integrieren, als das Entstehen einer gesellschaftlichen Klasse² als Ausdruck der Kreativitäts-Anforderung im hegemonialen Diskurs gedeutet werden kann. Kreativität wird als derart bedeutungsvoll bewertet, dass sie dazu dient, das Soziale zu klassifizieren: Wenn Florida ein quantitatives Wachsen der *creative class* konstatiert (ebd. 74f.), die auch qualitativ an Bedeutung gewonnen habe (ebd. 76), spricht dies dafür, dass die Kategorie Kreativität gesellschaftlich bedeutsam geworden ist. In poststrukturalistischer Terminologie ist sie Teil des die Gesellschaft maßgeblich bestimmenden Diskurses geworden (vgl. dazu auch ausführlich Reckwitz 2012).

3.2 Die an sich kreative Stadt

Der zweite Fall, die *creative city* als kreative Stadt, betont die Bedeutung der städtischen Struktur für Kreativität: Es geht um die (Infra-)Strukturen der Stadt, die als kreativ beschrieben werden, und die den städtischen Raum zu einem kreativen machen. Auch hier ist es Richard Florida, der die Möglichkeit der urbanen Umwelt, Kreativität hervorzubringen, betont. In *Cities and the Creative Class* arbeitet Florida heraus, dass bestimmte Städte über eine besondere Attraktivität für die Angehörigen der *creative class* verfügen. Diesen Städten schreibt er die drei T (im Folgenden: 3T) zu: *technology*, *talent* und *tolerance* (Florida 2005, 37). Unter *technology* fasst er das Vorhandensein einer Infrastruktur, welche die Hervorbringung von Neuem ermöglicht. *Talent* bezeichnet die Existenz von gut ausgebildeten Menschen, die in der Stadt leben und es beispielsweise für Unternehmen attraktiver machen, sich an dem Ort niederzulassen und dort ArbeitnehmerInnen anzuwerben. Mit *tolerance* bezeichnet Florida eine Atmosphäre in einer Stadt, die das Nebeneinander verschiedener Lebensstile ermöglicht.

Dass diese Konzeption von Stadt auch eine problematische Seite aufweist, wird an einem der 3T besonders augenfällig: der toleranten Atmosphäre. Die Darstellung der Ergebnisse mithilfe von Indizes wie dem *gay index*, für Florida „a reasonable proxy for an area’s openness to different kinds of people and ideas“ (Florida 2004, 244f.), verleitet dazu, sogenannte weiche Standortfaktoren als ähnlich planbar wie technologische Infrastrukturen und damit als Arbeitsfeld für StadtplanerInnen zu verstehen. Eine diverse, d. h. sozial und kulturell durchmischte Bevölkerung wird so als von außen herstellbar verstanden. Stadtplanung wäre damit nicht nur mit der Bereitstellung von Infrastrukturen, sondern auch mit der Gestaltung des sozialen Zusammenlebens in einer Stadt befasst.

Florida fokussiert in seiner Analyse die Voraussetzungen, die an einem Ort vorhanden sind, die Art der Zusammensetzung der Bevölkerung sowie die Interaktionen an einem Ort. Seiner Analyse nach sind es die Qualitäten bestimmter Orte, die einen Zuzug der *creative class* bewirken. Die Städte sind nach dieser Konzeption genau dann kreativ, wenn sie die

3T aufweisen und darin erfolgreich sind, für Angehörige der *creative class* attraktiv zu sein. Anders gesagt: Um zu einer Stadt *der Kreativen* werden zu können, muss die Stadt vorher eine *kreative* Stadt sein.

Anders als häufig proklamiert, bleiben nach dieser Argumentation Orte und Regionen in Zeiten der Globalisierung wichtig. Die Beschreibung der Zusammenhänge zwischen bestimmten Bevölkerungsgruppen und Orten, die Florida vornimmt, ist daher aus stadtsoziologischer und stadtgeographischer Perspektive sehr instruktiv. Interessant ist zudem seine Unterscheidung zwischen „Nerdistanz“ und „Creative Centers“ (Florida 2005, 44): Beide weisen ähnliche Werte für Technologie, Talent und Toleranz auf, allerdings ist ihre räumliche Struktur eine andere. Während *Nerdistanz* „fast growing regions like Silicon Valley“ (ebd.) darstellen, sind *Creative Centers* „large urban centers, such as San Francisco“ (ebd.). Demnach reicht es nicht aus, dass an einem Ort talentierte Menschen, High-Tech-Unternehmen und eine tolerante Atmosphäre herrschen; ein spezifisches räumliches Arrangement mit urbanen Qualitäten, für Florida „desirable places to live and work“ (ebd.), ist die Voraussetzung dafür, dass an einem Ort eine *kreative* Stadt entstehen kann. An dieser Stelle kann nun die Stadtplanung ansetzen und sich die Gestaltung der 3T zum Ziel setzen.

An diesem Punkt zeigt sich, dass Florida mit seiner Theorie wichtige Fragen der Stadtplanung berührt und sich die *creative city* schon in ihrer Konzeption an der Schnittstelle von Stadtentwicklung und Stadtplanung befindet.

Diese verschiedenen Verständnisse von Kreativität offenzulegen, ist eine wichtige Vorarbeit, um die folgenden Ausführungen nachvollziehen zu können, in denen es darum geht, Formen der Kreativität und ihre Integration in die Stadtplanung sowohl auf lokaler als auch auf globaler Ebene zu analysieren.

4 Die Einbettung der Städte in ihre Umwelt

Die von mir untersuchten Städte Dublin und Göteborg sind Städte, die in unterschiedlichen nationalstaatlichen Kontexten verortet sind und deren Stadtplanung davon auf je eigene Weise beeinflusst ist. Göteborg ist eine Stadt in einem Sozialstaat, Dublin dagegen die Hauptstadt eines Landes, das durch ein liberales angelsächsisches Staatsmodell gekennzeichnet ist. Die Einbettung in unterschiedliche Staatsmodelle hat lokale Planungskulturen hervorgebracht, die in der Debatte um die kreative Stadt von zentraler Bedeutung sind. Wenn es um die Frage geht, welche Rolle die Ausrichtung der Stadtplanung auf Kreativität für das soziale Gefüge einer Stadt spielt, wird die Bedeutung dieser Verankerung deutlich.

Neben die nationale Einbettung treten transnationale und globale Einflüsse, die auf die lokale Stadtplanung wirken und dort beobachtbar sind, wie etwa Förderprogramme zur Stadtentwicklung seitens der Europäischen Union (EU) oder der Vereinten Nationen (UN).

Im Folgenden greife ich einzelne Aspekte heraus, die zeigen, in welcher Weise in unterschiedlichen politischen Kontexten mit dem Leitbild der kreativen Stadt operiert wird und welche Auswirkungen sich für das Soziale der untersuchten Städte zeigen.

4.1 Globale und lokale Bezüge der Planung

Die Planung von Städten weist Bezüge zu lokalen, regionalen und globalen Entwicklungen auf und wird von diesen beeinflusst. Ich konzentriere mich in der hier vorliegenden Darstellung auf die Einflüsse, die explizit die Bereiche der Stadtplanung und der institutionalisierten Stadtentwicklung betreffen. Institutionalisiert ist ein Feld innerhalb der Stadtentwicklung, wenn eine öffentliche oder private Institution damit verbunden ist, etwa eine Stadtverwaltung oder ein Planungsbüro. Damit bleiben in meiner Betrachtung solche Einflüsse größtenteils außen vor, die beispielsweise die *global cities* als solche konstituieren, wie etwa globale Finanzmärkte, internationale Unternehmen u.ä. (vgl. Sassen 2001).

Auf globaler Ebene wird die Stadtplanung vor allem durch supranationale Institutionen wie die Europäische Union (EU) und internationale Organisationen wie die Vereinten Nationen (UN), dabei insbesondere deren Organisation für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation (UNESCO), beeinflusst. Von Seiten der EU wurde beispielsweise das Programm URBAN initiiert. Das Programm versucht schwerpunktmäßig die soziale und wirtschaftliche Situation in bestimmten, größtenteils innerstädtischen Gebieten zu verbessern und proklamiert einen integrativen Ansatz. Nachhaltigkeit und Stärkung der Entwicklung einer Informationsgesellschaft sind inhaltliche Eckpfeiler des Folgeprogramms URBAN II und stellen deutliche Bezugspunkte für konkrete Stadtplanungsprojekte dar. URBAN II lässt sich insgesamt als Ausdruck und Referenz für das derzeit gültige Paradigma der Stadtplanung verstehen, welches durch das Leitbild der Nachhaltigkeit geprägt ist (vgl. Müller 2013, insbes. Kap. 8).

Dabei ist zu beachten, dass Stadtpolitik auch für Mitgliedsstaaten der EU im Zuständigkeitsbereich dieser Staaten bleibt (Frank 2008, 108) und es „keine direkten Beziehungen zwischen der supranationalen und der lokalen Ebene“ (ebd.) gibt – EU-Programme wie URBAN II haben also keinerlei rechtlich bindende Funktion. Allerdings sind seit den 1980er Jahren zunehmend Versuche festzustellen, von Seiten der EU Einfluss auf lokale Stadtentwicklungsprozesse zu nehmen (ebd.). Dies geschieht etwa über Förderprogramme wie URBAN: Städte können sich auf spezifische Fördermaßnahmen bewerben und damit EU-Mittel zur Stadtentwicklung einwerben, worüber die EU faktisch Einfluss auf die Entwicklung von Städten in den Mitgliedsstaaten erhält.

Innerhalb der UN ist insbesondere das *Creative Cities Network* der UNESCO zu nennen, ein Zusammenschluss von Städten zur Förderung ihrer sozialen, ökonomischen und kulturellen Entwicklung.³ Dieses Städte-Netzwerk ist mit der übergreifenden Politik der UNESCO zur Förderung kultureller Diversität verknüpft und entstand aus der *Global Alliance for Cultural Diversity Initiative*, die 2002 ins Leben gerufen wurde. Das Netzwerk unterscheidet sieben Kategorien, in denen sich eine Stadt um Teilnahme bewerben kann: Literatur, Film, Musik, Kunsthandwerk, Design, Medienkunst und Gastronomie. Jede Stadt, die sich erfolgreich für eine dieser Kategorien bewirbt, ist dann für die Laufzeit von einem Jahr eine UNESCO *Creative City* – eine Stadt des Designs ist also ebenso eine kreative Stadt wie eine Stadt der Gastronomie oder des Kunsthandwerks. Dublin beispielsweise

war im Jahr 2010 UNESCO *City of Literature* – und damit eine anerkannte *creative city*.

Die Institutionalisierung der *creative city* von Seiten der UNESCO ist auch deshalb interessant, weil die UN eine explizit normative⁴ Haltung zu bestimmten Inhalten einnimmt, wie z. B. zur Förderung von Kreativität. Diese, verstanden als „major component not only of spiritual life, but also of the material and economic life of persons and populations“⁵, fungiert somit als Leitbild auch der von der UNESCO initiierten und unterstützten Strategien. Das schon zu Beginn erwähnte normative Element von Leitbildern findet sich also auch auf der globalen und institutionalisierten Ebene der Kreativitätsdebatte.

Neben diesen globalen Einflüssen ist die Planung einer Stadt stark in die nationalen, regionalen und lokalen Kontexte eingebunden und durch sie beeinflusst. Mit lokalen Kontexten sind in diesem Zusammenhang die lokale Planungskultur, aber auch die je spezifischen lokalen Verhältnisse und Traditionen gemeint. Ebenso fallen darunter die lokalen Besonderheiten in geographischer, physischer, sozialer und kultureller Hinsicht. Die nationale und die regionale Ebene implizieren dagegen beispielsweise spezifische Gesellschafts- und Staatsverständnisse, in die die lokalen Stadtplanungsprozesse eingebettet sind (vgl. z. B. Streich 2005, 110ff.).

4.2 Blick in die Stadtplanung vor Ort

Die Spezifika der nationalen Kontexte finden ihren Ausdruck in nationalen Entwicklungsplänen und Planungsstrategien. In Irland sind dies der *National Development Plan*⁶ und die *National Spatial Strategies*⁷, in Schweden sind darunter die im *Riksinteresse*⁸ als mit nationaler Bedeutung gekennzeichneten Planungsbereiche zu fassen. In diesen Dokumenten sind, jeweils für einen begrenzten Zeitraum, Leitbilder und Strategien für die nationale Stadt- und Regionalentwicklung ausgewiesen. Außerdem werden die physischen und räumlichen Besonderheiten der verschiedenen Regionen einer genauen Analyse unterzogen und darauf aufbauend Handlungsempfehlungen für bestimmte Regionen entwickelt. Hier zeigen sich deutliche Unterschiede, die auf die verschiedenen Planungskulturen zurückzuführen sind: Während im irischen *National Development Plan 2007-2012* konkrete Beschreibungen von Leitbildern und zukünftigen Handlungen vorliegen, die auch bestimmte Budgets veranschlagen, findet sich im schwedischen *Riksinteresse* vor allem die Auflistung derjenigen Gebiete in Schweden, die aus nationaler Perspektive besonderen ökonomischen, soziokulturellen oder geographischen Wert aufweisen. In diesem Fall zeigt erst der Blick in die jeweiligen Planungsdokumente der Kommunen, d. h. der lokalen Ebene, welche Leitbilder handlungsleitend sind, welche Visionen ihnen zugrunde liegen und wie sie umgesetzt werden sollen. Dies ist das Merkmal der lokalen Planung: Hier werden die auf der nationalen und regionalen Ebene formulierten Empfehlungen und Leitlinien in die lokalen Planungsstrategien integriert und mit lokalem Wissen um die Traditionen und Besonderheiten der Städte verbunden.

Diese Darstellung der Beziehung zwischen lokaler und nationaler Ebene verweist auf die Unterschiede zwischen den untersuchten Städten. Ein Grund für diese Unterschiede ist,

dass die Stadtplanung in Schweden in den Bereich der kommunalen Selbstverwaltung fällt, deren Bedeutung seit den 1980er Jahren zusätzlich gestärkt wurde (vgl. Streich 2005, 553). Daraus ergibt sich eine weitaus stärkere Bedeutung der lokalen Ebene als im Fall von Irland, welches stark zentralistische Züge aufweist (vgl. Castles 1999, v.a. 34). Damit sind die lokale und die nationale Ebene in Irland sehr viel stärker miteinander verbunden als in Schweden.

Das Leitbild der kreativen Stadt findet sich sowohl in Dublin als auch in Göteborg erst auf der lokalen Ebene, es wird somit in den lokalen Kontext eingebettet und mit ihm verknüpft. In den lokalen Planungsdokumenten finden sich zudem Bezüge zu UN- und EU-Programmen und -Leitbildern, wie beispielsweise zum URBAN II-Programm. Es lässt sich dabei eine explizite Bezugnahme auf dieses Programm feststellen, was damit erklärt werden kann, dass beide Städte zumindest zu Teilen an diesem Programm partizipieren und entsprechende finanzielle Unterstützung von der EU erhalten. Ebenso liegen aber auch implizite Bezüge vor, wenn beispielsweise die thematischen Eckpfeiler von URBAN II, Nachhaltigkeit und Entwicklung zur Informationsgesellschaft, in die Planungsvision aufgenommen werden, ohne dass eine Referenz zu den EU-Programmen angegeben wird (z. B. Dublin City Development Board o. J., 14; Göteborgs Stad u. a. 2005, z. B. 3). Hier lässt sich eine Kopplung von lokaler und globaler Ebene feststellen, die über ausgewählte Programmatiken vorgenommen wird.

Bezüge von den lokalen Planungsdokumenten zur regionalen und nationalen Ebene finden sich vermittels der Hinweise, dass die Entwicklung einer Stadt zur *creative city* gesellschaftliche und ökonomische Bedeutung für die Region und den Staat besitzt. In den Strategien auf der regionalen und nationalen Ebene findet die *creative city* in beiden Fällen keine Erwähnung; hier sind grundsätzliche soziale und ökonomische Aspekte vorherrschend, die als Leitbilder der Stadtentwicklung formuliert werden.

Diese Darstellung der verschiedenen Einflüsse auf die lokale Stadtplanung zeigt, dass das Leitbild der kreativen Stadt vor allem auf der globalen, d. h. supra- und internationalen, sowie auf der lokalen Ebene zu finden ist, nicht aber auf der nationalen Ebene. Zum einen lässt sich dies mit den politischen Funktionen der jeweils betroffenen Einrichtungen erklären: Auf der supranationalen Ebene, hier seitens der EU, und von Seiten internationaler Organisationen wie der UN werden Visionen und Leitbilder formuliert, aus denen unverbindliche Handlungsempfehlungen und Förderprogramme entstehen. Eine Verbindlichkeit können diese Programme nicht aufweisen, da sie dazu keine rechtlichen Befugnisse besitzen. Auf der lokalen Ebene werden diese Handlungsempfehlungen aber aufgenommen und in eigene, verbindliche Strategie- und Planungskonzepte integriert. Zum anderen lässt es sich mit den inhaltlichen Merkmalen des *creative city*-Konzepts erklären: Diesem geht es um die Entwicklung einzelner Städte oder Regionen, ohne dass die nationale Perspektive Berücksichtigung findet.

Welche konkreten Wirkungen zeigt nun eine solche Ausrichtung der Planung? Und, aus sozialwissenschaftlicher Perspektive besonders interessant, in welcher Weise wird mit

dem Kreativen und dem Nicht-Kreativen jeweils umgegangen? Diesen Fragen gehe ich in den kommenden Unterkapiteln nach.

4.3 Das Soziale und die kreative Stadt

Indem Menschen die sie umgebende physische Umwelt beleben, besteht eine Stadt aus einer Verbindung von Sozialem und Materiellem. Vor dem Hintergrund dieses Verständnisses von Stadt stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang von Sozialem und städtischem Raum. Entsprechend der oben unterschiedenen Verständnisse der *creative city* – als kreativer Stadt im Sinn einer spezifischen räumlichen Beschaffenheit und als Stadt der kreativen Menschen – lassen sich zwei Perspektiven auf den Zusammenhang von Sozialem und kreativer Stadt einnehmen. Eine in erster Linie von StadtplanerInnen vertretene Sicht besteht darin, die kreative Stadt als eine bestimmte materielle Umgebung zu verstehen, die unabhängig von den konkreten Personen, die sie beleben, kreativ ist. Zum anderen wird die Stadt erst durch die Menschen, die sie beleben, kreativ, d. h., kreative Menschen sind konstitutiv für die kreative Stadt, das Nicht-Kreative muss aus dieser Sichtweise zwangsläufig peripher sein, da die Stadt sonst ihren Charakter als kreative Stadt einbüßt.

So formuliert sind die idealtypischen Unterscheidungen eindeutig. Ebenso wäre es die damit verbundene Aufgabe an die Planung: Je nach Verständnis des Konzepts *creative city* lassen sich die verschiedenen sozialen Gruppen einer Gesellschaft integrieren oder nicht. Im ersten Fall kann es möglich sein, auch die Nicht-Kreativen einzubeziehen: beispielsweise diejenigen, die nicht zu Floridas *creative class* zählen (Florida 2004, 72f.), d. h., die nicht in bestimmten Berufsfeldern beschäftigt sind. Dies würde bedeuten, dass die Ausrichtung einer Stadtplanung auf Kreativität in einem Fall inkludierende, da alle bzw. möglichst viele soziale Gruppen einbeziehende Effekte, im anderen Fall exkludierende, da möglichst viele Gruppen ausschließende Effekte aufweisen würde.

Folgt man der poststrukturalistischen Perspektive, so zeigt sich allerdings das der Stadt der Kreativen innewohnende Paradox: Aus dieser Sicht ist das Kreative das hegemoniale Subjekt (zum Konzept des Subjekts vgl. Butler 1990), und das – gewollt oder ungewollt – Nicht-Kreative ist das dafür konstitutive Außen bzw. Andere. Die Betonung liegt auf dem konstitutiven Charakter dieses Außen: Die Abgrenzung gegenüber dem, was x nicht sein soll, gelingt nur, wenn dieses Nicht-x benannt und bestimmt ist; mit dem Benennen des Kreativen wird auch das Nicht-Kreative benannt, das, wovon sich abgegrenzt wird. Ohne dieses Mit-Vorhandensein des Nicht-Kreativen ist in dieser theoretischen Konzeption das Kreative nicht möglich. Für die Stadt der Kreativen sind demzufolge die Nicht-Kreativen unverzichtbar, und für eine kreative Stadt sind es die nicht-kreativen Städte, die als konstitutives Anderes verwendet werden.

Gleichzeitig öffnet sich so die Möglichkeit, die lokalen Spezifika einer Stadt zu integrieren: Selbst wenn die Referenzstädte ebenfalls mit dem Konzept der *creative city* operieren, lassen sich mithilfe der lokalen Eigenheiten die nötigen Abgrenzungen herstellen,

und ebenso erhalten die Kreativen der jeweiligen Stadt durch lokale Besonderheiten eindeutige Merkmale.

Was aber geschieht nun mit diesem Außen des Kreativen? Findet es Berücksichtigung in einer Stadtplanung, die das Leitbild der kreativen Stadt verwendet?

4.4 Kopplung von Leitbildern zur Integration des Ausgeschlossenen

Das konstitutive Außen bzw. das Andere findet Eingang in die Stadtplanung, und zwar mittels anderer Leitbilder, welche zum Teil auch thematische Bezüge zur globalen Ebene von Stadtentwicklung aufweisen. Das zentrale Leitbild, über das dies geschieht, ist das der Nachhaltigkeit: Über die drei Dimensionen dieses Leitbildes – ökologisch, ökonomisch und sozial – wird das konstitutive Andere in die Planung der Stadt als *creative city* integriert. Die Dimension der sozialen Nachhaltigkeit impliziert soziale Inklusion und Integration, welche nun in der Stadtplanung als zentrale Instrumente zum programmatischen Einschluss der Nicht-Kreativen, d. h. in poststrukturalistischer Terminologie des konstitutiven Anderen, benutzt werden.

Die Leitbilder der sozialen Nachhaltigkeit bzw. Integration und der Kreativität werden auf diese Weise aneinander gekoppelt: Es entsteht eine kreative und integrative Stadt. Einem derartigen Planungsprogramm liegt eine Vision für das gesellschaftliche (Zusammen-)Leben in der Stadt zugrunde, die auch die Ausgeschlossenen konzeptionell integriert. Diese Vision lässt sich in einem weiteren Schritt in thematische Bereiche untergliedern, welche dann unterschiedlichen Sub-Leitbildern zugeordnet werden – etwa Familienfreundlichkeit, Gesundheit oder Kultur (vgl. Dublin City Development Board 2005). Diese Sub-Leitbilder sind auf je verschiedene Zielgruppen gerichtet und tragen dem Vorhandensein unterschiedlicher sozialer Gruppen in der Stadt Rechnung (vgl. dazu ausführlich Müller 2013).

Leitbilder wie Nachhaltigkeit respektive Integration stellen zudem die Verbindung zu den nationalen Entwicklungsplänen her. Eine solche Klammer kann über Kreativität nicht hergestellt werden, da die Leitbilder der Kreativität und der kreativen Stadt in keinem der untersuchten Fälle Bestandteil der nationalen Strategien sind. Ohne eine solche Verbindung der lokalen und nationalen Ebene ist Stadtplanung aber nicht möglich: Die lokale Stadtplanung ist, u. a. aufgrund ihrer Abhängigkeit von der Politik, stark in den regionalen und nationalen Kontext eingebettet und nicht zuletzt finanziell abhängig von den Entwicklungen auf den übergeordneten Ebenen (vgl. Frank 2008).

5 Fallbeispiele: Planungsszenarien in Dublin und Göteborg

Bislang habe ich die Begrifflichkeiten geklärt und die Kontexte erläutert, in denen Kreativität Teil der (internationalen) Stadtplanung ist. Außerdem habe ich die Integration des Sozialen in eine auf Kreativität ausgerichtete Planung aufgezeigt. Im Folgenden illustriere ich, welche konkrete Gestalt die Stadtplanung in den Städten Dublin und Göteborg an-

nimmt. Leitende Frage ist, wie mit dem Konzept der kreativen Stadt in der städtischen (Planungs-)Realität⁹ umgegangen wird. Dies schließt unmittelbar an die Darstellung der Kopplung verschiedener Leitbilder und an die Offenheit der Begriffe an. Die Beispiele verdeutlichen nicht nur, dass die fehlende begriffliche Klarheit von Kreativität und kreativer Stadt positiv gewendet wird, sondern auch, dass die lokalen Kontexte über entscheidenden Einfluss auf die Ausgestaltung einer Planung der Stadt als *creative city* verfügen.

5.1 Dublin: eigene Interpretation von Kreativität als Handlungsanleitung

Die begriffliche Offenheit der Konzepte wird in der Dubliner Stadtplanung positiv gewendet. Es besteht keine fixierte Bedeutung eines Begriffs, vielmehr ist es möglich, die Bezeichnungen erst im Moment der Verwendung mit Bedeutung zu füllen. Trotz allem sind die Bedeutungen nicht willkürlich; die Analyse von Interviews und Planungsdokumenten sowie von Zeitungsartikeln zeigt, dass auf ein spezifisches, abgegrenztes Bedeutungsspektrum zurückgegriffen wird. Im Fall des Begriffs Kreativität umfasst es das Spektrum von der Hervorbringung ästhetisch-künstlerischer Produkte einerseits bis zur Schaffung technologischer Innovation andererseits (vgl. Müller 2010). Im Fall der kreativen Stadt wird, wie oben beschrieben, das entsprechende Kreativitätsverständnis auf die in der Stadt lebenden Menschen übertragen oder der Stadt die entsprechende Fähigkeit zugesprochen, mit einer spezifischen (Infra-)Struktur derartige Kreativität selbst hervorzubringen.

Dieser offene Charakter der Begriffe wird von Seiten der Stadtplanung auch bezüglich des Leitbildes der *creative city* positiv gewendet. In diesem Fall dient die Offenheit dazu, eine Anschlussfähigkeit an lokale Spezifika und Traditionen herzustellen. Auch an bestimmte diskursiv erzeugte (Selbst-)Bilder wird angeknüpft; so dient beispielsweise das Bild der „Irish people“ als eines schon immer kreativen als eines, das wiederholt aufgerufen wird (vgl. DDH1, Abs. 484).

Ein inhaltlich offenes Leitbild wie das der *creative city*, das zweifellos das „modische Moment“ (Streich 2005, 85, im Orig. herv.) aufweist, von dem Streich spricht, ist in die Planungstradition und die städtische Tradition insgesamt sehr viel einfacher zu integrieren als ein in sich geschlossenes Leitbild, das nicht über derart weiche und unscharfe Grenzen verfügte, um an Vorangegangenes anzuschließen. Ein Verantwortlicher für die gesamtstädtische Planung in Dublin bringt es im Interview auf den Punkt: „I think because everybody is claiming to be [a creative city], my idea is we define it for ourselves and we live up to that reputation.“ (DCC1, Abs. 692)

Die kreative Stadt Dublin ist nach dieser Auffassung insofern kreativ, als sie die von der lokalen Stadtplanungsinstitution festgelegten Merkmale einer kreativen Stadt erfüllt. Damit geht es nicht darum, bestimmte von außen – etwa von Seiten der Wissenschaft – formulierte Kriterien zu erfüllen. Vielmehr werden induktiv Kriterien formuliert, die Dublin eine kreative Stadt sein lassen, und deren Erfüllung setzt sich die lokale Stadtplanung zum Ziel.

Im Fall von Dublin fungiert das Konzept der *creative city* außerdem in erster Linie als Teil der „guiding philosophy“ (Dublin City Council 2005, 35) und stellt damit einen übergeordneten Rahmen für die konkrete Stadtplanung dar. Die Analyse des gesamten Datenmaterials zeigt, dass eine Vision der irischen Gesellschaft in Dublin entworfen wird, nach der jedes Gesellschaftsmitglied seine eigene Kreativität entfalten, potentiell ökonomisch nutzen können und die Möglichkeit erhalten soll, in einer – nicht zuletzt sozial – integrierten Stadt zu leben.

Damit ist Dublin eine Stadt *der Kreativen*, und zwar vor allem in anthropologischer Perspektive, da jedem Gesellschaftsmitglied die Fähigkeit zum kreativen Handeln zugesprochen wird. Allerdings fungiert Kreativität auch als Anforderung, da von Seiten der Stadtplanung ein, auch materieller, Raum geschaffen werden soll, in dem diese positiv konnotierte Fähigkeit eingesetzt werden kann (DDH1, Abs. 269ff.). Die Vision einer ihre Kreativität auslebenden Gesellschaft knüpft an die erwähnten diskursiv vermittelten (Selbst-)Bilder an, mit deren Hilfe die Spezifika und Traditionen Dublins und der irischen Bevölkerung aufgerufen und auf diese Traditionen aufbauend weitergehende Leitbilder entwickelt werden. Diese wiederum weisen implizite und explizite Bezüge zu globalen Entwicklungen auf, beispielsweise bei der Hervorhebung von Nachhaltigkeit in der oben beschriebenen dreifachen Hinsicht (z. B. DCC1, Abs. 97). Gleichzeitig werden aber auch ausgewählte Teile der städtischen Infrastruktur und des stadträumlichen Arrangements als kreativ beschrieben – damit ist Dublin zudem eine *kreative* Stadt (z. B. DDH1, Abs. 88).

5.2 Göteborg: Kopplung von Kreativität und Integration

Werden in Dublin die StadtbewohnerInnen vor allem als von sich aus kreativ aufgefasst, so findet sich in Göteborg eine stärkere Differenzierung. Kreativität, *creative class* und *creative city* dienen, verglichen mit Dublin, stärker als Referenz und als Anknüpfung an den wissenschaftlichen Diskurs denn als eigene Leitbilder (z. B. Stadsbyggnadskontoret 2009, 71). Sie werden angebunden an die Themen Segregation und soziale Nachhaltigkeit; letzteres ist zusammen mit dem Kampf gegen soziale und sozialräumliche Segregation eines der handlungsleitenden Themen der Stadtplanung. Trotzdem dient Kreativität neben Vielfalt, Toleranz und Offenheit als Leitmotiv für die städtische Entwicklung (Stadsbyggnadskontoret 2009, 14) und wird insbesondere dort berücksichtigt, wo Orte für die in kreativen Berufen arbeitenden Personen geschaffen werden sollen, etwa in dem umgenutzten Hafengebiet *Norra Älvstranden*.

Damit ist eine deutliche Unterscheidung zwischen den Kreativen und den Nicht-Kreativen gezogen, basierend in erster Linie auf ökonomischen Unterscheidungsmerkmalen. Dass das eine auf das andere angewiesen ist und diese Kopplung in der kreativen Stadt ihren Ausdruck findet, formuliert eine Stadtplanerin im Interview: „Also, ich denke dennoch, dass es die gemischte Stadt ist, die kreativ ist. Also, in der es trotzdem allen Gruppen erlaubt ist, sich zu treffen, und wo es sowohl Billiges als auch Teures, Hässliches und Schönes und so gibt“ (GSB2, Abs. 114, Übers. ALM). Hier wird das Andere explizit Teil des

Kreativen, indem das eine nicht ohne das andere möglich ist. Auch hier findet sich implizit die Auffassung, dass die kreative Stadt auch als Stadtraum kreativ ist, denn „Hässliches und Schönes“ bezieht sich auch, wie der weitere Verlauf des Interviews zeigt, auf die physische Gestalt(ung) der Stadt.

Die Unterscheidung zwischen dem Kreativen und dem Nicht-Kreativen geht, wie das Interviewmaterial zeigt, mit einer Problematisierung der sozialen Segregation einher. Im Interview mit einem der Hauptverantwortlichen für die Stadtplanung in Göteborg sagt dieser: „Das, was uns stark bewegt, das ist doch: Was können wir tun, um die Segregation zu bekämpfen?“ (GSB1, Abs. 10, Übers. ALM)

In Göteborg wird die Kopplung von verschiedenen Leitbildern als Planungspraxis zur Vermeidung von Exklusionsprozessen besonders deutlich. Wie auch in Dublin stellt das Thema Nachhaltigkeit eine Vision dar (Stadsbyggnadskontoret 2009, 48), die mit der eines gesellschaftlichen Zusammenlebens auf der Basis von „Vielfalt, Kreativität, Toleranz und Offenheit“ (Stadsbyggnadskontoret 2009, 14, Übers. ALM) verbunden wird. Die daraus entstehenden Leitbilder der sozial integrativen, ökonomisch und ökologisch nachhaltigen und kreativen Stadt zielen auf je unterschiedliche Aspekte des sozialen Zusammenlebens in der Stadt. Deren unterschiedliche Bereiche – Wohnen, Arbeiten, Freizeit verbringen – werden so je gezielt in den Blick genommen.

5.3 Ähnlichkeiten in den städtischen Wirklichkeiten

Diese Ausführungen zu den Fallbeispielen zeigen, mit welchen Mitteln verschiedene Visionen und Leitbilder der Stadtplanung zusammengeführt werden. Je nach lokalen Kontexten und Schwerpunkten auch der nationalen Planung realisiert sich so die kreative Stadt auf unterschiedliche Weise, wobei dennoch Ähnlichkeiten zwischen diesen Wirklichkeiten der *creative city* zu verzeichnen sind: die Kopplung mit anderen Leitbildern und der selbstbestimmte Umgang mit dem, was als kreativ bezeichnet wird.

Um der Frage nachzugehen, in welcher Weise der wissenschaftliche Diskurs und die städtischen Wirklichkeiten im Fall der *creative city*-Debatte miteinander verbunden sind, lohnt sich ein erneuter Blick auf die Unterscheidungen zwischen der *kreativen* Stadt und der Stadt *der Kreativen*. Die zu Beginn herausgearbeiteten Unterschiede zwischen den beiden Verständnissen lassen sich mit den empirisch vorfindbaren Wirklichkeiten in Dublin und Göteborg kontextualisieren, wie Tabelle 1 zeigt. Dabei wird deutlich, dass ein Zusammenhang zwischen wissenschaftlich-analytischen Kreativitätskonzepten und dem empirisch vorfindbaren Verständnis der kreativen Stadt besteht.

6 Wirklichkeit(en) der kreativen Stadt

Die vorliegenden Ausführungen haben gezeigt, dass die *creative city* eine eigene empirische Realität besitzt, eine eigene Wirklichkeit in der Stadtplanung. Es lässt sich dabei von Wirklichkeiten im Plural sprechen, da jede Stadt ihre eigene, spezifische Realität als

creative city aufweist. Mithilfe der von mir vorgenommenen Unterscheidungen, maßgeblich der zwischen der kreativen Stadt und der Stadt der Kreativen, lassen sich erste analytische Aussagen treffen. Die Fallbeispiele zeigen, dass beide Elemente in den Ausrichtungen als *creative city* vorhanden sind und miteinander kombiniert werden. Dies lässt sich nicht zuletzt damit erklären, dass die Stadtplanung sowohl die Gestaltung der physischen und gebauten Umwelt als auch der Beziehung des Sozialen zu dieser Umwelt im Blick hat, sie da-

Die kreative Stadt: wer ist kreativ?	Gesellschaftstheoretische Verortung	Beispiele aus der Empirie
Menschen in der Stadt: die Stadt der Kreativen	Anthropologische Perspektive	„Irish people see themselves as creative“ (DDH1, Abs. 484)
	Handlungstheoretische Perspektive	„it's just doing new things, in whatever area it is you're doing them in“ (CCD2, Abs. 119)
	Poststrukturalistische Perspektive	„we will do our job and be as creative as possible“ (CCD1, Abs. 190)
Stadt als Ort: die kreative Stadt	Strukturelle Perspektive	„we see this as a creative corridor, these are areas of creativity“ (DDH1, Abs. 85)

Tabelle 1: Systematisierung der Kreativitätskonzepte

mit immer auch auf das Soziale und sein Handeln im städtischen Raum gerichtet ist.

Nicht zuletzt bewirkt die Einbettung in die je eigenen nationalen und politischen Kontexte die unterschiedlichen Ausprägungen der Ausrichtung als kreative Stadt. Das schwedische Sozialstaatsmodell führt zu einer stärkeren Einbettung der Kreativität in Leitbilder wie das der sozialen Integration; Kreativität stellt sich als ein Element einer sozial integrativen und solidarischen Stadt dar. Dublin dagegen steht in der Tradition des liberalen Staatsmodells, das die Selbstverantwortung des einzelnen Individuums betont; Kreativität wird hier stärker in der Fähigkeit des Einzelnen verortet. Die Tatsache allerdings, dass globale Institutionen einen deutlichen Einfluss auf stadtplanerische Ausrichtungen haben, legt die Vermutung nahe, dass nationale Einflüsse zukünftig in bestimmten Bereichen an Einfluss verlieren könnten, da sich die Städte in ihrer Planung nicht zuletzt aus finanziellen Gründen stärker an supranationale Institutionen und internationale Organisationen wenden könnten.

Lässt sich aus diesen Beschreibungen der Wirklichkeiten der kreativen Stadt nun eine analytische Kategorie der *creative city* herleiten? Im Gegensatz zu analytisch stärkeren Konzepten wie dem der *global city* (Sassen 2001) ist es im Fall der kreativen Stadt bislang lediglich möglich, Städte zu analysieren, die selber mit dem Konzept der kreativen Stadt operieren. Damit dienen die Kategorien des Feldes zur Beschreibung des Phänomens. Dennoch lassen sich bestimmte, übereinstimmend zu findende Kriterien formulieren, die zur Bestimmung eines spezifischen städtischen Phänomens des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts dienen können. Darunter fallen die explizite Aufnahme des Leitbilds Kreativität in die lokale Stadtplanung, seine Kopplung an übergeordnete, oft nationale Leitbilder der Stadtplanung¹⁰ sowie die Tatsache, dass physische und soziale Aspekte gleichermaßen unter ihm in den Blick genommen werden. Für Städte, die in ihrer Planung dem Leitbild der kreativen Stadt folgen, können diese Merkmale als charakteristisch festgehalten werden.

Anmerkungen

- 1 So entstand beispielsweise mit dem *Creative Industries Mapping Document* 1998 früh eine Bestandsaufnahme der *creative industries* in Großbritannien. Vgl. URL: http://webarchive.nationalarchives.gov.uk/+/http://www.culture.gov.uk/reference_library/publications/4740.aspx (letzter Zugriff am 20.6.2013).
- 2 Florida betont, dass die *creative class* einen bedeutenden Unterschied zum Marx'schen Konzept der Klasse aufweist: Sie verfüge nicht über ein Bewusstsein als Klasse (Florida 2004, 68). In Marx'scher Terminologie wäre sie damit eine Klasse an sich und keine Klasse „für sich selbst“ (Marx 1959 [1885], 181).
- 3 Siehe dazu die Website des Netzwerkes, URL: <http://www.unesco.de/creative-cities.html> (letzter Zugriff am 26.7.2013). Da das Programm momentan überarbeitet wird, sind die Ausschreibungen allerdings derzeit ausgesetzt.
- 4 Vgl. die entsprechende Seite der UNESCO: *Normative Action – Creativity*, URL: http://portal.unesco.org/culture/en/ev.php-RTL_ID=35017&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html (letzter Zugriff am 20.6.2013).
- 5 Ebd.
- 6 *Ireland's National Development Plan*, URL: http://www.ndp.ie/docs/NDP_Homepage/1131.htm (letzter Zugriff am 13.4.2011).
- 7 *The National Spatial Strategy*, URL: <http://www.irishspatialstrategy.ie/> (letzter Zugriff am 20.6.2013).
- 8 *Riksinteresse*, URL: <http://www.lansstyrelsen.se/vastragotaland/Sv/samhallsplanering-och-kulturmiljo/planfragor/Riksintresse/Pages/default.aspx> (letzter Zugriff am 20.6.2013).
- 9 Die Empirie besteht aus qualitativen und quantitativen Daten, die ich in den Städten Dublin und Göteborg in den Jahren 2008 und 2009 erhoben habe. Sie umfassen quali-

tative, leitfadengestützte ExpertInneninterviews mit StadtplanerInnen und Angehörigen der *creative class*, Planungsdokumente, Feldnotizen, fotografische Aufnahmen und Archivbilder aus den beiden Städten sowie statistische Daten zu den Entwicklungen in den Städten. Das erhobene Interviewmaterial wurde unter Rückgriff auf die forschungsleitenden Fragen inhaltsanalytisch ausgewertet. Die hier präsentierten Erkenntnisse beruhen auf allen diesen Daten, auch wenn nur ausgewählte explizit Erwähnung finden.

- 10 Aufgrund der starken Kopplung von Nachhaltigkeit und Kreativität, die zu beobachten ist, habe ich an anderer Stelle den Begriff der *Green Creative City* für diese Form der geplanten Stadt entwickelt, welche sich durch spezifische räumliche, materielle und soziale Merkmale auszeichnet (vgl. Müller 2013).

Liste der zitierten Interviews

- DCC1: Interview mit einem Repräsentanten des *Dublin City Council*, Dublin, 16.09.2008
DDH1: Interview mit einer Repräsentantin der *Digital Hub Development Agency*, Dublin, 26.09.2008
CCD1: Interview mit einer Angehörigen der *creative class*, Dublin, 31.03.2008
CCD2: Interview mit einem Angehörigen der *creative class*, Dublin, 20.09.2008
GSB1: Interview mit einem Repräsentanten des Göteborger *Stadsbyggnadskontoret*, Göteborg, 22.04.2009
GSB2: Interview mit einer Repräsentantin des Göteborger *Stadsbyggnadskontoret*, Göteborg, 15.09.2009

Literatur

- Andersson, Åke 1985: *Kreativitet – storstadens framtid*. En bok om Stockholm. Stockholm.
- Butler, Judith 1990: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York/London.
- Castles, Francis G. 1999. Decentralization and the post-war political economy. In: *European Journal of Political Research* 36 (1). S. 27-53.
- Dublin City Council (Hg.) 2005: *Dublin City Development Plan 2005-2011*. Volume 1 – Written Statement. Dublin.
- Dublin City Development Board (Hg.) o.J.: *A City of Possibilities*. Strategic Review, Priority Actions 2006-2008. Dublin.
- 2005: *Dublin - A City of Possibilities*. Dublin.
- Eakin, Emily 2002: *Creative Cities and Their New Elite*. In: *The New York Times* (1.6.2002). S. 7.
- Florida, Richard 2005: *Cities and the Creative Class*. New York/London.

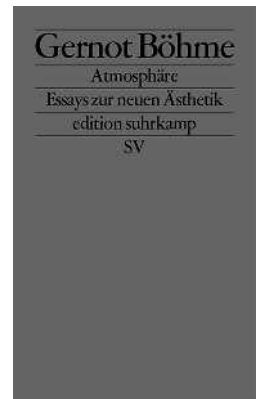
- . 2004 [2002]. *The Rise of the Creative Class: And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*. New York: .
- Frank, Susanne 2008. Stadtentwicklung durch die EU: Europäische Stadtpolitik und URBAN-Ansatz im Spannungsfeld von Lissabon-Strategie und Leipzig-Charta. In: *Raumforschung und Raumordnung* (2). S. 107-117.
- Göteborgs Stad u.a. (Hg.) 2005: *Storstad – om storstadssatsningen i Göteborg*. Göteborg.
- Heßler, Martina 2007: *Die kreative Stadt: Zur Neuerfindung eines Topos*. Bielefeld.
- Joas, Hans 1996: *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt/M.
- Klüsener, Edgar 2004: *Mit Kultur aus der Krise*. Spiegel Online (5.1.2004). URL: <http://www.spiegel.de/reise/staedte/liverpool-mit-kultur-aus-der-krise-a-278667.html>
- Kunzmann, Klaus R. 2005: *Creativity in Planning: A Fuzzy Concept?* In: *disP* 162 (3). S. 5-13.
- Landry, Charles 2006: *The Art of City Making*. London, Sterling/VA.
- . 2008 [2002]: *The Creative City: A Toolkit for Urban Innovators*. London.
- Marx, Karl 1959 [1885]: *Das Elend der Philosophie*. Berlin.
- Müller, Anna-Lisa 2010: *Die Creative City Dublin. Architektur und Materialität als Ausdruck der Stadtplanung*. In: Tietmeyer, Elisabeth et al. (Hg.): *Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur*. Münster. S. 65-76.
- . 2013: *Green Creative City*. Konstanz: UVK.
- Popitz, Heinrich 2002: *Wege der Kreativität*. Tübingen.
- Reckwitz, Andreas 2008: *Die Erfindung des Kreativsubjekts. Zur kulturellen Konstruktion von Kreativität*. In: Ders.: *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie*. Bielefeld. S. 235-257.
- . 2012: *Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Berlin.
- Sassen, Saskia 2001: *The Global City: New York, London, Tokyo*. New York.
- Selle, Klaus 2008: *Stadtentwicklung aus der „Governance-Perspektive“*. Eine veränderte Sicht auf den Beitrag öffentlicher Akteure zur räumlichen Entwicklung – früher und heute. Teil I. In: *Planung Neu Denken* (II). S. 1-15.
- Simmel, Georg 1995 [1903]: *Die Großstädte und das Geistesleben*. In: Rammstedt, Otthein (Hg.): *Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Band I, Georg Simmel. Gesamtausgabe*. Frankfurt/M. S. 116-131.
- Stadsbyggnadskontoret (Hg.) 2009: *Översiktsplan för Göteborg*. Göteborg.
- Streich, Bernd 2005: *Stadtplanung in der Wissensgesellschaft: Ein Handbuch*. Wiesbaden.
- Weber, Max 1999 [1920/21]: *Die Stadt*. Tübingen.
- Whyte, William H. 1957: *The Organization Man Garden City/N.Y.*
- Wirth, Louis 1938: *Urbanism as a Way of Life*. In: *The American Journal of Sociology* 44 (1). S. 1-24.

Jürgen Hasse ■

Zur Räumlichkeit von Atmosphären

Gernot Böhme: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Berlin 2013. 303 S.

Atmosphären finden in der Humangeographie keine besondere Aufmerksamkeit. Das ist wissenschaftstheoretisch konsequent, denn die paradigmatischen Präliminarien des handlungstheoretischen Konstruktivismus öffnen kein Fenster zur Integration von Atmosphären in das vorherrschende Raum-Denken der Disziplin. Ob es auch weitsichtig ist, im Namen der Theoriehygiene des Faches eine lebensweltlich *und* systemisch evidente Wirkungsmacht *nicht* zum Anlass zu nehmen, die Enge innerdisziplinärer Welt- und Menschenbilder zu überwinden, ist eine ganz andere Frage. Wenn hier nun ein philosophischer Sammelband zum Thema *Atmosphäre* vorgestellt werden soll, liegt also a priori alles, was sich dazu sagen lässt, mehr oder weniger quer zum akteurs-theoretischen Denken der Humangeographie und hat vielleicht gerade darin ein gewisses Anregungspotential.



Neue Ästhetik

Bereits 1995 hatte Gernot Böhme – seit 2002 emeritierter Naturphilosoph an der Technischen Universität Darmstadt – eine Aufsatzsammlung bei Suhrkamp herausgegeben, die sich mit 11 Beiträgen ausschließlich dem Thema der Atmosphären widmete¹. Schon in dieser ersten Ausgabe stehen die Beiträge im Kontext einer *Neuen Ästhetik*. Diese steht nicht im traditionellen Rahmen der Kunsttheorie und -kritik, versteht sich vielmehr als eine Theorie der Wahrnehmung, räumt dabei aber dem Ästhetischen einen Sonderraum ein. Böhme geht es in den Beiträgen seines Buches darum, „ästhetische Erkenntnis gerade als eine besondere und vor allem gegenüber der naturwissenschaftlichen unterschiedene zu entfalten und dementsprechend aufzuweisen, dass sie in der Welt etwas entdeckt, das anderen Erkenntnisweisen nicht zugänglich ist“ (aus dem Vorwort). Das entspricht der Position von Martin Seel, der schon gegen die Integration der Ästhetik in eine allgemeine Aisthesis einen philosophisch und kunsttheoretisch begründeten Einspruch erhoben hatte.²

Im Fokus einer Neuen Ästhetik stehen nun in besonderer Weise Atmosphären im Vordergrund. Da diese sich aber sowohl konstituieren (situativ gleichsam von selbst entste-

hen), als auch zum Gegenstand interessengeleiteter Konstruktion werden (systemisch als immersive Medien inszeniert werden), baut sich in ihrer Diskussion immer wieder eine anregende Spannung zwischen den Geschehnissen in einer unverfügbaren Welt und einer verfügbaren bzw. verfügbar gemachten Welt auf. Böhmes Neue Ästhetik entfaltet ein Netz fein gesponnener Fäden zur Analyse aktueller Prozesse der Vergesellschaftung des Menschen (qua Ökonomie, Neue Medien, Kunst, Warendesign etc.).

Atmosphären

Der 2013 abermals bei Suhrkamp herausgekommene Sammelband *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik* erscheint in einer um sieben Beiträge erweiterten Ausgabe. Die nunmehr 18 Aufsätze, die zuvor in Zeitschriften oder Sammelbänden publiziert wurden, sind thematisch gebündelt. Das breite Spektrum der Artikel erlaubt eine systematische Gliederung nach den folgenden Bereichen: I. Atmosphäre, II. Atmosphären herstellen, III. Physiognomie und IV. Ekstasen. Wenngleich Begriffe wie *Neue Ästhetik* und die alleinige Fokussierung von *Atmosphären* den Eindruck erwecken, man habe es hier mit brandaktuellen Themen zu tun, täuscht das insofern, als Gernot Böhme eine ganze Reihe von Bezügen zu langen philosophischen Denktraditionen herstellt und für die Reflexion sich heute auf dem Hintergrund einer allgemeinen gesellschaftlichen Ästhetisierungswelle stellender Fragen nutzbar macht (von Immanuel Kant und Alexander Gottlieb Baumgarten, einer großen Vielfalt von Theoretikern aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zu philosophischen Ansätzen der Postmoderne bei Jean-François Lyotard und Wolfgang Iser). Eine Schlüsselstellung nimmt der Kieler Phänomenologe Hermann Schmitz ein, dessen zehnbändiges System der Philosophie³ die Grundlagen für ein leibliches Verständnis von Atmosphären als räumlich ausgedehnte Gefühle liefert.

Dass man es beim Gegenstand der Atmosphären mit einem politischen Thema zu tun hat, kündigt sich schon auf dem Hintergrund von Böhmes Ökologischer Ästhetik an, die davon ausgeht dass „jede Gestaltung von Umwelt, jegliche Formation der Oberfläche der Welt in unser Befinden eingeht.“ Das damit implizierte ästhetische Erscheinen, das die affektive Aufmerksamkeit der Menschen berührt, vermittelt sich auf zwei verschiedenen Wegen. Zum einen auf dem der Konstitution und zum anderen auf dem der Konstruktion. Im Blick auf sich konstituierende Eindrücke kommen insbesondere autopoietische Prozesse der Selbstgestaltung im situativ wechselnden Erscheinen von Natur in den Blick (s. z. B. Beitrag *Physiognomik in der Naturästhetik* sowie *Atmosphärisches in der Naturerfahrung*), aber ebenso soziale Situationen, in deren performativer Dynamik Atmosphären keimen. Im Hinblick auf die gesellschaftliche Konstruktion von Atmosphären wird die politische Potenz des Themas offenkundig, werden soziale, politische, ökonomische und räumliche Situationen doch auch planvoll in der Verfolgung spezifischer Interessen über die subversive Kommunikation von Gefühlen im Medium der Atmosphären angestrebt und auf dem Hintergrund professionellen Könnens im Bereich ästhetischer Arbeit auch prak-

tisch arrangiert. Beispiele bieten sich an in der atmosphärischen Inszenierungen von Architektur (s. z. B. Beitrag *Architektur: eine visuelle Kunst?* sowie *Licht sehen*) und Design (s. z. B. Beitrag *Der Glanz des Materials*). Auch fußt die Inszenierung örtlicher und räumlicher Aufenthaltsqualitäten letztlich auf atmosphärologischem Gestaltungswissen. Insbesondere die in der Stadtforschung viel diskutierten Prozesse des *Gentrification* bauen auf die distinktionsorientierte Vermarktung von Atmosphären (s. z. B. Beitrag *Atmosphäre*).

Nun würde es die Sache der im Raume inszenierten Gefühle – die nach Schmitz Atmosphären sind⁴ – aber unzulässig vereinfachen, würde man sie auf eine semiotische Frage der Symbolik reduzieren – etwa am Beispiel der Ästhetisierung eines innerstädtischen Raumes. Symbole können dechiffrierend „gelesen“ werden, Atmosphären bieten sich indes nicht der intellektualistischen Autopsie an, zumindest nicht im distanzlosen Aufgehen in ihrer affektiven Eindrucks macht. „Zur Wahrnehmung gehört die affektive Betroffenheit durch das Wahrgenommene, gehört die *Wirklichkeit der Bilder*, gehört die Leiblichkeit.“ Wenn Atmosphären auch leiblich (und nicht körperlich) gespürte Eindrücke sind, die sich zwischen Gefühlen der Enge und Weite differenzieren und persönliche sowie kollektive Stimmungen tönen können, so lassen sie sich doch – aus emotionaler und kritischer Distanz – mit dem nötigen theoretischen Instrumentarium in der Logik ihrer ästhetischen Produktion wie emotionalen und Bedeutungen kommunizierenden Wirkungsweise auch verstehend nachvollziehen. Gäbe es keinen rationalen Zugang zu ihnen, hätte Hirschfeld seine Anleitungen zur Herstellung gärtnerischer Atmosphären nie schreiben können. Auch in der Gegenwart stützt sich die vor allem in den Metropolen immer exzessiver betriebene illuminative Inszenierung der Innenstädte auf atmosphärologisches Gestaltungs- und Affizierungswissen – wenn dies oftmals auch eher ein implizites Wissen ist. Böhmes Textsammlung über Atmosphären will zu einem doppelten Verstehen der Atmosphären einen Beitrag leisten. Zum ersten machen die Beiträge klar, wie Atmosphären entstehen und wie sie affektiv das leibliche Befinden ergreifen und wie dieses auf die Disposition von Individuen für ein bestimmtes Tun oder Lassen (weit diesseits von Handlungsentwürfen) einwirkt. Zum zweiten liefert der Band einen Schlüssel zum Verstehen der Rationalität der Herstellung von Atmosphären.

Kritik atmosphärologischer Macht

Das Potential von Böhmes Atmosphären-Buch entfaltet sich als Beitrag zur Kritik der Macht: „Sie [die Macht, J.H.] greift bei der Befindlichkeit des Menschen an, sie wirkt aufs Gemüt, manipuliert die Stimmung, sie greift an beim Unbewußten“. Auf die Spur der Wahrnehmung von Atmosphären führt kein noch so zeitgemäßer Neuro-Physiologismus, der die Wahrnehmung des Menschen in einzelsinnliche Reize zerlegt, denn er übersieht die mannigfaltige Verstrickung des sinnlichen Eindruckserlebens in die Ganzheit von *Situationen*. Insbesondere der Beitrag über *Synästhesien* macht darauf aufmerksam, dass – mit Hermann Schmitz gesagt –, „auch Gefühle synästhetische Charaktere“ haben und ihre „Er-

fahrung [...] die eigentliche und grundlegende Wahrnehmung“ leitet, Synästhesien also nicht nur seltsame Doppелеmpfindungen sind. Sie übertragen vielmehr einen sinnlichen Eindruck in ein komplexes Bedeutungsgefüge.⁵ So können „Gebäude, Innenräume, Plätze, Einkaufscenter, Flughäfen, städtische Räume wie Kulturlandschaften (können) erhebend sein, bedrückend, hell, kalt, gemütlich, feierlich, sachlich; sie können eine abweisende oder eine einladende, eine autoritative oder auch eine familiäre Atmosphäre ausstrahlen.“ Solche Eindrucksqualitäten sind dann Ausdruck intentionaler Raumkonstruktion, wenn zum Beispiel die bedrückende Enge einer Ehrfurcht gebietenden Gerichtsarchitektur einen Delinquenten atmosphärisch in seine hierarchische Rolle fügt. „Gerichtsgebäude oder Schlösser sind Architekturen, die soziale Hierarchie sinnlich manifest machen. Sie werden nicht nur für einen neutralen Betrachter anschaulich gemacht, sondern sie greifen in die Befindlichkeit derjenigen ein, die sich diesen Gebäuden nähern oder sie betreten.“ An diesem Punkt des Hineingeratens in den Bann einer Atmosphäre werden neben Konstruktionskalkülen Situationen der Konstitution von Gefühlen bedeutsam, in denen räumliche Inszenierungen in Befindlichkeiten und (ihnen korrespondierende) Bedeutungen gleichsam überspringen. Nur oberflächlich ließe sich dieser Vorgang leiblicher Kommunikation als „Projektion“ (und damit wiederum konstruktivistisch) deuten. Die ästhetische Wirkungslogik atmosphärischer Arrangements lässt sich sehr viel umfassender auf- und entdecken, wenn die Frage nach den Kräften und Mächten der Bewirkung eines Gefühls das Erkenntnisinteresse bestimmt. Dieser Aufgabe ist auch der Band von Böhme gewidmet. Da kulturindustrielle Medien der Steuerung gesellschaftlicher Prozesse auch den Charakter konstruierter Atmosphären haben und Bedeutungen kommunizieren, leistet ihre vielperspektivische Reflexion einen wichtigen Beitrag zur Fortschreibung der theoretischen Analyseinstrumente *Kritischer Theorie*⁶. Unter den aktuellen Vorzeichen einer ubiquitären Ästhetisierung von Menschen, Dingen, Räumen und Waren finden die von Böhme vorgelegten Arbeiten lebendigen Anschluss an die *Dialektik der Aufklärung*⁷ (insbesondere die *Kulturindustrie*) von Adorno und Horkheimer, Adornos *Ästhetische Theorie*⁸ sowie Herbert Marcuses *Eindimensionalen Menschen*⁹, um nur einige Brückenköpfe kritischer Gesellschaftstheorie aus dem Kontext der Frankfurter Schule zu nennen.

Atmosphären – ein sozialwissenschaftlicher Forschungsgegenstand

Nicht zuletzt werden im Fokus einer Theorie der Atmosphären sinnliche Eindrücke in ihrer möglichen kulturellen bis systemischen Bedeutung einem erweiterten Denken zugänglich gemacht. Daraus resultiert der Anspruch an Wissenschaft und praktische Planung, „dass heute, was eine Landschaft ist, nicht mehr auf das eingeschränkt werden darf, was man sieht, und dass etwa Stadtplanung nicht mehr nur mit Lärmvermeidung bzw. Lärmschutz befasst sein darf, sondern sich um den Charakter der akustischen Atmosphäre von Plätzen, Fußgängerzonen, ganzen Städten kümmern muß.“ Bei Stadtquartieren, deren (ganz offensichtliche) atmosphärische Qualität schon den Charakter eines Standortfaktors hat (z. B. bei Konversionsräumen wie Industriebrachen, die für sog. „Kreative“ hoch attraktive Milieus

für die Einrichtung von Ateliers, Agenturen etc. sind), integriert die Stadtplanung auch derzeit schon diese schwer fassbare Macht des Atmosphärisch-Ephemeren in ihre planenden Kalküle; indes mangelt es im Allgemeinen an explizitem, also *bewusstem* kategorial differenziertem Wissen um erkenntnistheoretische und planungspraktische Methoden der systematischen Erfassung und Planung mitweltlicher Milieuqualitäten.

Das philosophisch fundierte Verstehen von Atmosphären eröffnet den Sozialwissenschaften jenseits akteurstheoretischer Sichtbeschränkungen einen Weg zur Erfassung menschlicher Gefühle, die Raumcharakter haben. Hergestellte und mit körperlichen Dingen möblierte Räume werden im Herum des *leiblichen* Raums (zwischen Enge und Weite) gespürt. Erst in der *leiblichen* Situierung von Individuen und Gruppen in „tatsächlichen Räumen“¹⁰ (Dürckheim) kann jene Macht rekonstruierend verstanden werden, die tagtäglich durch Architektur, Werbung, Mode, Raumgestaltung etc. in einem dispositiven Sinne praktiziert wird. Dass die Sozialwissenschaften auf dem Wege zu dieser Analyse noch eine Reihe von Theorie-Hindernissen bewegen müssen, zeigt das folgende Zitat von Niklas Luhmann, in dem er sich über Atmosphären äußert:

„Ein besetzter Raum lässt Atmosphäre entstehen. Bezogen auf die Einzeldinge, die die Raumstellen besetzen, ist Atmosphäre jeweils das, was sie nicht sind, nämlich die andere Seite ihrer Form; also auch das, was mitverschwinden würde, wenn sie verschwänden. [...] Atmosphäre ist gewissermaßen ein Überschusseffekt der Stelldifferenz. [...] Sie ist jedoch nicht der Raum selbst, der als Medium niemals sichtbar werden kann.“¹¹

Damit macht Luhmann die Atmosphäre an Dingen fest, derer sie aber gar nicht bedarf. So konstituiert sich der akustische Raum nicht allein durch die von Dingen ausgehenden Töne, Geräusche und Klänge. Eine besonders immersive Atmosphäre konstituiert sich gerade dann, wenn alle Klänge verhallt sind und es keine hörbar wirkenden Dinge mehr gibt und die Leere der Stille zudringlich wird. Stille ist nicht (wie bei Aristoteles) „das Ausbleiben von etwas, das natürlicherweise erwartet werden könnte“, sie ist „ganz im Gegenteil eine Fülle und kein Mangel“, weshalb sie auch „durch auftretende Geräusche nicht immer aufgehoben wird.“¹² Schmitz sieht in der Dichte der Stille deren spezifische Stofflichkeit (tiefe, bleierne Stille), die leiblich spürbar wird.¹³ Ihre ergreifende Wirklichkeit „gehört zu den eindringlichsten Ereignissen affektiven Betroffenseins“¹⁴. Dass Stille gerade in dieser Zudringlichkeit leiblich als Gefühl der Enge oder Weite (je nach Situation der Stille) räumlich erlebt wird, weist darauf hin, dass der Raum *leiblich* spürbar werden kann, wenn er auch nicht sichtbar wird, wie Luhmann sagt.

Das Bedenken atmosphärischer „Vitalqualitäten“ (Dürckheim) eröffnet transdisziplinäre Spielräume einer wissenschaftstheoretisch erweiterten Kritik der Beziehungen des Menschen zu sich selbst und seinesgleichen sowie zur Natur. Böhmes Band liefert eine Vielzahl thematischer Brücken zu einem neuen ästhetischen Denken. Mit Nachdruck stellt

sich für die Sozialwissenschaften die Aufgabe der kritischen Revision ihrer paradigmatischen Orientierung.

Anmerkungen

- 1 Böhme, Gernot: Atmosphäre. Neue Folge Band 927. Frankfurt/M. 1995.
- 2 Vgl. Seel, Martin: Ästhetik und Aisthetik. Über einige Besonderheiten ästhetischer Wahrnehmung – mit einem Anhang über den Zeitraum der Landschaft. In: Ders.: Ethisch-ästhetische Studien. Frankfurt/M. 1996, S. 36-69.
- 3 Schmitz, Hermann (1964ff): System der Philosophie, 5 Bände in 10 Bänden, Bonn 1964 bis 1980. Einen Überblick liefert Ders.: Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie. Freiburg und München 2009 sowie i.S. eines erkenntnistheoretischen Aufrisses Ders.: Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie, Bonn 1994.
- 4 Mit Schmitz definiert Gernot Böhme Atmosphären als Gefühle wie folgt: „Sie sind »ortlos ergossene Atmosphären [...], die einen Leib, den sie einbetten, in der Weise des [...] affektiven Betroffenseins heimsuchen, wobei dieses die Gestalt der [...] Ergriffenheit annimmt.«“ (S. 30).
- 5 Zur Bedeutung von Synästhesien in der Wahrnehmung vgl. auch: Hasse, Jürgen: Synästhesie. Eine Grundform der Wahrnehmung – zum Beispiel von Architektur. In: Wolkenkuckucksheim – Internationale Zeitschrift für Theorie der Architektur, Heft 33, (18. Jg.) 2013.
- 6 Vgl. dazu besonders: Böhme, Gernot: Zur Kritik der ästhetischen Ökonomie. In: Zeitschrift für Kritische Theorie. H. 12/2001, S. 69-82.
- 7 Adorno, Theodor W./ Max Horkheimer: Dialektik der Aufklärung (Original 1947). Frankfurt/M. 1971.
- 8 Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie, Gesammelte Schriften, Bd. 7. Frankfurt/M. 1970.
- 9 Marcuse, Herbert: Der eindimensionale Mensch. Darmstadt/Neuwied 1967.
- 10 Vgl. Dürckheim, Graf Karlfried von: Untersuchungen zum gelebten Raum (Original 1932). Hgg. von Jürgen Hasse (mit Einführungen von Jürgen Hasse, Alban Janson, Hermann Schmitz und Klaudia Schultheis) (= Natur – Raum – Gesellschaft, Bd. 4) Frankfurt/Main 2005.
- 11 Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt/M. 1997, S. 181f.
- 12 Schmitz, Hermann: System der Philosophie. Band 3: Der Raum. Teil 2: Der Gefühlsraum. Bonn 1969, S. 201.
- 13 Vgl. ebd. S. 204.
- 14 Ebd., S. 207.

Gisela Kangler und Renate Mann ■

Orientierung im Dickicht der Landschaftsbegriffe. Eine kompakte Kulturgeschichte der Landschaft für Theoretiker und Praktiker von Ludwig Trepl

Ludwig Trepl: Die Idee der Landschaft. Eine Kulturgeschichte von der Aufklärung bis zur Ökologiebewegung. Bielefeld 2012. 255 S.

Was bedeutet uns Landschaft? Wann gilt Landschaft als zerstört? Wie werden neue Landschaften in Zukunft aussehen? Wie *wollen* wir, dass sie aussehen? – Solche und ähnliche Fragen werden aktuell in planerischen Fachdiskursen und der breiten Öffentlichkeit angesichts von Veränderungen in Landnutzung, Energieerzeugung, Freizeitverhalten etc. diskutiert. Für ihre Beantwortung und um sowohl Missverständnisse vermeiden als auch akzeptable Entscheidungen herbeiführen zu können, sind Kenntnisse über die Unterschiedlichkeiten der vielen gesellschaftlichen Ideen von Landschaft notwendig.

Das Buch „Die Idee der Landschaft“ bietet ein übersichtliches Panorama über verschiedene Vorstellungen von Landschaft im europäischen Kulturkontext. Es ist aus der langjährigen universitären Forschung zu diesem Thema entstanden, die Ludwig Trepl – bis 2011 Inhaber des Lehrstuhls für Landschaftsökologie an der Technischen Universität München – betreibt. Der Text entstand zunächst für eine Vorlesung und wurde für die Veröffentlichung überarbeitet und ergänzt. Zum einen zeichnet er sich aber weiterhin durch einen mündlichen Sprachduktus aus, der zusammen mit der außergewöhnlichen Fähigkeit des Autors, komplizierte theoretische Zusammenhänge in einfachen Worten und klaren Beispielen darzustellen, für eine besonders gute Lesbarkeit sorgt. Zum anderen rührt es von seinem lehrbuchähnlichen Charakter her, dass nicht ausführlich Primärliteratur zitiert, sondern häufig auf Sekundärliteratur und weiterführende Forschungsarbeiten verwiesen wird.



Zu Beginn gibt der Autor einen Überblick, mit welchem unterschiedlichen Inhalt heute das Wort Landschaft gebraucht wird; er analysiert die Spezifika von „Landschaft“ – insbesondere im Gegensatz zu „Natur“ – und was das Sehen von Landschaft vom Betrachter erfordert. Davon ausgehend differenziert er geschichtliche Landschaftsvorstellungen vor dem Hintergrund grundsätzlich verschiedener weltanschaulicher Positionen. Dies macht das Buch zu einer Kulturgeschichte der Landschaftsidee, aber nicht im chronologischen Sinne, sondern vielmehr im ideengeschichtlichen. Zuletzt beschreibt er den Kern der nationalsozialistischen Landschaftsidee sowie die Landschaftsauffassungen in der Nachkriegszeit im Wesentlichen als Neukombinationen der aus den vorigen Kapiteln bereits bekannten Denkfiguren. Die Analyse der jüngsten Zeit klammert Trepl aus, da dafür noch die Distanz fehle (215).

Als das Wesentliche von „Landschaft“ arbeitet Trepl vorab Folgendes heraus: Sie ist kein betrachterunabhängiges Ding, sondern vor allem eine *ästhetische* Kategorie. Eine Gegend ist dann eine Landschaft, wenn sie uns schön oder erhaben erscheint oder sie sich durch eine besondere Stimmung auszeichnet. Zugleich kommt in der Landschaftsauffassung oft auch eine *moralische* Wertung zum Ausdruck, etwa wenn man über die Zerstörung einer Landschaft redet, also über einen Zustand, der nicht sein soll.

Der Landschaftsbegriff entzieht sich somit einer naturwissenschaftlichen Definition. Vielmehr gilt es, seine unterschiedlichen Sinngehalte durch nähere Bestimmung ihrer jeweiligen kulturellen und weltanschaulichen Kontexte zu beschreiben. Diese geisteswissenschaftliche Aufgabe steht im Fokus dieses Buches. Mit Bezug auf den berühmten Aufsatz von Georg Simmel (Philosophie der Landschaft, 1913) wird das Sehen von Landschaft als der Blick auf eine Gegend beschrieben, bei dem man quasi im Geiste ein Gemälde malt. Landschaft ist in diesem Sinne kein rein subjektivistischer, sondern vielmehr ein intersubjektiver Begriff. Denn man müsse, um Landschaft zu sehen, zum einen tatsächlich eine Gegend vor Augen haben, zum anderen habe der Betrachter bei dieser individuellen Tätigkeit jeweils eine bestimmte gesellschaftlich geprägte „Brille“ auf.

Allerdings gibt es eine große Vielfalt an derartigen kulturellen Kontexten. Überschaubar macht diese der Autor mit grundlegenden Mustern, die durchaus allgemeine Aussagen über individuelle historische Phänomene zulassen. Gemäß Max Weber (Objektivität in den Sozialwissenschaften, 1904) müssen bestimmte gesellschaftliche Ideen dafür so überzeichnet werden, dass in sich streng konsistente Gedankenwelten zum Vorschein kommen. Es wird damit möglich, verschiedene Landschaftswahrnehmungen zu verstehen, ohne sich in einer Beschreibung von unendlich vielfältigen subjektiven Landschaftswahrnehmungen zu verlieren.

Eine solche Systematisierung nimmt der Autor vor, indem er drei idealtypische Weltanschauungen herausarbeitet, die er als das „Grundgerüst der Ideenwelt der Moderne“ (185) bezeichnet und für die Unterscheidung verschiedener Natur- und Landschaftsvorstellungen am wichtigsten hält: Aufklärung, Romantik und Konservatismus. Ausgehend von den grundlegenden Ideen dieser Weltanschauungen über Mensch und Gesellschaft sowie

Grundbegriffen wie Vernunft und Freiheit beschreibt er den Kern des jeweils charakteristischen Landschaftsbegriffs. Die Aufklärung ist, wie Trepl zeigt, vor allem davon geprägt, dass Natur zweckmäßig beherrscht werden muss und Natur gleichzeitig auch als idealer Ort von Harmonie, Freiheit und Gleichheit gilt. In der Romantik besteht eine Sehnsucht nach der fernen oder schauerlich wilden Landschaft, in der der Wanderer den verlorenen Zauber sucht. Im konservativen Denken wird das Herausbilden von konkreter vollkommener Natur thematisiert. In einem natürlichen, sinnvollen Mensch-Natur-Verhältnis gilt es, auf organisch-harmonische Weise die jeweils charakteristische Kulturlandschaft zu entwickeln.

Die nationalsozialistische Weltanschauung, für die Landschaft „von größter ideologischer Relevanz“ (190) war, stelle keine bloße Radikalisierung konservativer Ideen dar, wie oft angenommen werde. Die NS-Ideologie sei vielmehr eine neue Verbindung von Ideen, wie zum Beispiel der der Rasse, mit bisher disparaten Denkfiguren, wie etwa Fortschritts- und Technikglaube einerseits und Bindung an Heimat und Boden andererseits. Eine wichtige Implikation dabei sei, dass „Landschaft“ erstmals umfassend als herstellbar gedacht werde und somit die staatliche Landschaftsplanung, als technisch-naturwissenschaftlich orientiertes Fach, wie wir es bis heute kennen, entstehen konnte. Entscheidende Konsequenzen hatte zudem, so der Autor, die gravierende ideologische Aufladung des Landschaftsbegriffs über die Ästhetik: Die Nachkriegszeit war von dem Willen geprägt, sich von der NS-Vergangenheit zu distanzieren und Politik zu versachlichen. Man lehnte jeden ästhetischen oder moralischen Landschaftsbegriff als grundsätzlich verdächtig ab und flüchtete sich in eine objektive Gegenstandsanalyse nach dem Vorbild der Naturwissenschaft Ökologie. Dabei wurde die ästhetische Idee von Landschaft jedoch nur verdrängt und lebte zumeist implizit und unreflektiert in Begriffen und Argumentationen fort.

Eine wichtige Erkenntnis des Autors ist ferner, dass die anschließende Umweltbewegung der 1970er Jahre, die sich selbst als progressiv und politisch eher links einschätzt, bis heute im Wesentlichen konservative Werte und Denkmuster (z. B. Kritik am Industriekapitalismus) im Kontext von Landschaft vertritt. Diese zumeist unbewusste Kombination unterschiedlicher Ideen lässt sich mit dem Erklärungsraaster, was der Autor mit diesem Buch vorgelegt hat, aufdecken und verständlich machen.

Über die Idee der Landschaft und ihre Kulturgeschichte wird aus den unterschiedlichsten Perspektiven wissenschaftlich gearbeitet. Trepl weist auf diese verschiedenen Kontexte (unter anderem Kunsttheorie, Geschichtswissenschaften, Geographie, Planungswissenschaften) hin und nimmt selbst einen kulturwissenschaftlichen Blickwinkel ein. Er formuliert zu zwei Aspekten ein überzeugendes Plädoyer: zum einen dafür, dass Landschaft primär ein ästhetischer und zum Teil moralischer Begriff ist, zum anderen, dass heutige Landschaftsideen nicht unendlich vielfältig und individuell sind, sondern im Wesentlichen bestimmten kulturellen Denktypen folgen. Damit wendet er sich sowohl gegen die Erklärungsansätze, die Landschaft als naturwissenschaftlichen oder umwelthistorischen physischen Gegenstand beschreiben (z. B. Sieferle 1986), als auch gegen die (vor allem

planerischen) Ansätze, die von einem beliebig erweiterbaren bzw. gänzlich neuartigen Landschaftsbegriff ausgehen (z. B. Prominski 2006, Schöbel-Rutschmann 2007). Trepls Herangehensweise unterscheidet sich auch vollkommen von der Hansjörg Küsters in dessen jüngst veröffentlichtem Buch „Die Entdeckung der Landschaft“. Darin wird ein ganzheitlicher und transdisziplinärer Grundansatz (eine „Landschaftswissenschaft“) als neu postuliert, der doch schon längst in der Geographie zu bestehen scheint: Darstellung des historischen Werdens von konkreten Landschaften unter Einbeziehung aller relevanten Einflussgrößen, vor allem von Naturentwicklung und Nutzungsgeschichte. Mit Trepl ließe sich hier analysieren, auf welcher Landschaftsidee und Wertsetzung es beruht, wenn eine solche Darstellung als entscheidende Grundlage für den zukünftigen Umgang mit der jeweiligen Gegend gilt.

Das Buch liefert eine grundlegende Orientierung in Bezug auf die verschiedenen, im europäischen Kulturkontext bestehenden Bedeutungen des Landschaftsbegriffs. Es will damit zum einen zu theoretischer Reflexion über Landschaft anregen. Zum anderen hat es aber auch den Anspruch, den Praktikern in den Disziplinen Landschaftsplanung, Naturschutz sowie der Landschaftsarchitektur wesentliche Kenntnisse darüber zu bieten, mit welchem Gegenstand sie es bei „Landschaft“ überhaupt zu tun haben und wie die verschiedenen Positionen in diesen Berufsfeldern und universitären Fächern (in Deutschland) aus ihrer Entwicklungshistorie heraus zu verstehen sind. Diese Kenntnisse sind in den genannten Berufsfeldern nicht unbedingt selbstverständlich. Der praktisch-planerische Umgang mit Landschaft hat zwar heute eine umfangreiche rechtliche Basis und ist regelmäßig Thema der Tagespolitik. Doch dem stehen deutliche Unsicherheiten gegenüber: Wie kann man zum Beispiel das, was verschiedene Leute an Landschaft jeweils für wesentlich halten, verstehen? Wie sind ästhetische und moralische Urteile über bestimmte Gegenden zu behandeln? Oder wie kann man die anscheinende Nähe mancher Landschaftsideen zu rechtsradikalen Ideologien erklären?

Trepl hat diese Unsicherheiten als Lücke im Forschungsfeld „Landschaft“ erkannt und begegnet ihr mit einer bestechend scharfen Analyse der kulturgeschichtlich bedingten Denkmöglichkeiten von Landschaft. Damit setzt er die kritische Diskussion über den Umgang mit dem Begriff Landschaft in der Wissenschaft fort, die vor allem von den Geographen Gerhard Hard und Ulrich Eisel in den 1970er Jahren begonnen wurde. Diese Diskussion hat sich im Laufe der Zeit zu einer eigenen Forschungsrichtung entwickelt. Dass sie praktische Relevanz hat, bezeugt unter anderem das Buch „Landschaft, Heimat, Wildnis“ (2010). Darin betrachtet Reinhard Piechocki, Mitarbeiter des Bundesamtes für Naturschutz, unter Zuhilfenahme der Ergebnisse jener kritischen Landschaftsforschung die Auffassungsweisen von und den jeweiligen Umgang mit Landschaft innerhalb der Naturschutzverwaltung.

Wer allerdings als Leser planungspraktische Rezepte oder allgemeine Handlungsanweisungen sucht, wird enttäuscht. Jede der idealtypisch dargestellten, gänzlich unterschiedlichen Positionen hat ihre eigene Logik und wird zunächst als gleichermaßen legitim be-

handelt. Doch muss daraus kein radikaler Relativismus folgen, meint der Autor. Man sollte die wichtigsten Positionen kennen, sonst „übersieht man Risiken der eigenen Auffassung, die man besser nicht übersehen sollte“ (186). Gerade hierin liegen die Stärken des Buches: ausführlich die theoretischen Grundlagen verständlich zu machen und praktische Konsequenzen, die sich aus bestimmten Denkfiguren ergeben, zu nennen. Um nicht alles gleichermaßen gelten bzw. nicht gelten lassen zu müssen und Entscheidungsunfähigkeit zu vermeiden, wird dem Leser darüber hinaus nur geraten, bei eigenen Argumentationen und Deutungsversuchen möglichst die Wahrheiten der jeweils anderen Richtungen auch anzuerkennen und einzubeziehen. Diese kulturgeschichtlichen Kenntnisse im Hintergrund und eine solche (wenn auch nicht bedingungslose) Offenheit, machen souveräneres Schützen, Planen und Entwerfen von Landschaft und Natur möglich. Beispielsweise kann man die Existenz verschiedener Schönheitsideale in der Landschaftsplanung verstehen, verschiedenste Ideen in Diskussionen auseinanderhalten, zwischen traditionellen Gegnern wie etwa Landwirten, Naturschützern und Umweltschützern vermitteln und Entscheidungen mit hoher Akzeptanz bei der Bevölkerung bzw. den betroffenen Interessensgruppen treffen bzw. zu solchen hinleiten.

„Landschaft“ wird vor allem in den angewandten Fachdisziplinen oftmals äußerst vieldeutig verwendet, was nicht selten zu Verwirrungen führt. Um dieses facettenreiche und manchmal inkonsistente Feld an Vorstellungen zu verstehen, gibt das Buch wichtige ordnende Bedeutungsstränge als Analysewerkzeuge an die Hand. Dies gelingt mit dem Herzstück des Werks, den idealtypischen Landschaftsauffassungen. Diese werden klar voneinander abgegrenzt. Dabei zeichnet der Autor mit großer Souveränität die sehr komplexen und vielschichtigen Sachverhalte in einer leicht verständlichen Sprache nach und illustriert sie durch viele kleine, bestechend anschauliche Beispiele und Analogien. Kritisch ist bei Idealtypen ihre Konstruiertheit zu sehen, da dies die Gefahr impliziert, sich zu weit von den derzeit tatsächlich auffindbaren Landschaftsauffassungen zu entfernen und damit Erklärungskraft zu verlieren. Gelegentlich wirken Aussagen denn auch zu allgemein – beispielsweise wenn es heißt, dass seit den 1970er Jahren „Naturschutz und Landschaftsschutz in weiten Kreisen des Faches mit Ressourcenschutz identifiziert“ werde (229) – wobei nicht an allen Stellen zu entscheiden ist, ob dies dem begrenzten Rahmen des vorliegenden Werkes oder der jeweiligen idealtypischen Überzeichnung geschuldet ist.

Die unter Landschaftsforschern verbreite Auffassung, dass Landschaft eine ästhetische Idee ist, welche mit naturwissenschaftlichen Beschreibungen nicht erfasst werden kann, stellt der Autor sehr überzeugend dar. Dies gelingt ihm vor allem mit der anfänglichen Analyse, was beim Landschaftssehen im Wesentlichen [sollten wir das nicht lieber klein schreiben, obwohl alte Rechtschreibung?] vor sich geht und wie es historisch entstanden ist.

Landschaftsplaner, Naturschützer, Landschaftsarchitekten oder andere, die angewandt zu Landschaft arbeiten, mögen einen ausführlichen Praxisbezug vermissen, da ihre aktuellen Fragestellungen zumeist nicht als Ausgangspunkt der Argumentationslinien zu finden

sind. Doch im Grunde sind sie Anlass des gesamten Werkes. Explizit wird zum Beispiel die im Bundesnaturschutzgesetz verankerte Werttriade von „Vielfalt, Schönheit und Eigenart“ analysiert (156). Ausgehend von der vorgelegten theoretischen Basis lässt sich auch begreifen, wie die heutige Eingriffsregelung über den Prozess der Verrechtlichung von Umweltbelangen (227) oder etwa den Gedanken der „Herstellbarkeit der Landschaft“ (205 ff.) zustande gekommen ist. Aufschlussreich für das Eigenverständnis landschaftsplanerischer Fachleute ist der letzte Teil, der die Anfänge des universitären Fachs und des Berufsfelds nach der NS-Zeit (208 ff.) sowie die Umweltbewegung ab den 1970er Jahren (219 ff.) mit interessanten Schlaglichtern charakterisiert. Diesem letzten Kapitel über Landschaftsbegriffe nach 1945 schickt der Autor warnend voraus, dass der Zeitabstand noch nicht groß genug sei, um gesicherte Angaben machen zu können. Diese klare Ansage verweist zwar einmal mehr auf die wissenschaftliche Seriosität des Autors. Tatsächlich wirkt dann aber auch die Darstellung ungeordneter, weniger durchschaut und die idealtypische Zuspitzung nicht so gut gelungen wie bei den anderen Kapiteln.

Wir empfehlen das Buch allen, die kultur- und ideengeschichtlich an der Vieldeutigkeit von „Landschaft“ interessiert sind, aber auch jedem, der praktisch mit Landschaft befasst ist, um über seine Leitideen, Planungsziele und Wertsetzungen zu reflektieren. Wenn man auch ein Schlagwortverzeichnis vermisst (mit dem das Buch zu einem echten Nachschlagewerk hätte avancieren können), so ist das Werk doch ohne viel Fachkauderwelsch und in kompakten, klar gegliederten Kapiteln geschrieben, was einen leichten Einstieg in die Lektüre ermöglicht.

Literatur

- Küster, Hansjörg 2012: Die Entdeckung der Landschaft. Einführung in eine neue Wissenschaft. München.
- Piechocki, Reinhard 2010: Landschaft - Heimat - Wildnis. Schutz der Natur - aber welcher und warum? München.
- Prominski, Martin 2006: Landschaft - warum weiter denken? Eine Antwort auf Stefan Körners Kritik am Begriff „Landschaft Drei“. In: Stadt + Grün 12/2006. S. 34-39.
- Schöbel-Rutschmann, Sören (2007): Landschaft als Prinzip. Über das Verstehen, Erklären und Entwerfen. In: Stadt + Grün 56 (12). S. 53-58.
- Sieferle, Rolf Peter (1986): Entstehung und Zerstörung der Landschaft. In: Manfred Smuda (Hg.): Landschaft. Frankfurt am Main. S. 238-265.

Inken Carstensen-Egwuom ■

Geschlecht und Raum

Carolin Schurr, Jeannine Wintzer (Hg.): *Geschlecht und Raum feministisch denken*. Bern (Reihe *gender wissen*, Bd. 13). 2011. 207 S.

Wie sind Geschlechts- und Raumkonstruktionen miteinander verbunden? Wie kann man dieser Frage in konkreten Forschungsprojekten wissenschaftlich nachgehen? Inwieweit ist wissenschaftliches Arbeiten mit politisch-normativen Fragen verbunden? Herausgegeben von Carolin Schurr und Jeannine Wintzer im Jahr 2011 befasst sich der Sammelband „Geschlecht und Raum feministisch denken“ mit diesen Grundfragen der Geschlechtergeographien und bietet einen Einblick in aktuelle Forschungsgebiete.

Das Buch enthält im Anschluss an das theoretische Einführungskapitel der Herausgeberinnen (C. Schurr/J. Wintzer: *Let's talk about gender. „Gender trouble“ in der Geographie*) zwei Teile, die auch den Aufbau der „Bäschlin-Lecture“¹ widerspiegeln, aus der dieser Sammelband hervorging. Im ersten Teil werden in vier Beiträgen aktuelle Forschungsarbeiten aus dem Bereich Gendergeographien vorgestellt. Im Fokus stehen hier soziale und gesellschaftliche Veränderungsprozesse und eine feministische Perspektive auf deren Dynamiken und Widersprüche. Es werden verschiedene Vorstellungen von Sicherheit (B. Fredrich: *Sicherheit verorten und verkörpern. Die Implementierung der UN-Sicherheitsresolution 1325 in der Schweiz*) und der Wandel nomadischer Lebensformen betrachtet (C. Corradi: *Zugang zur Gesundheitsversorgung von Fulani-Frauen und -Männern in Mauretanien. Vom Anspruch einer Gender-Perspektive in der geografischen Entwicklungsforschung*). Außerdem wird der Umgang mit Diversität, Flucht und Migration thematisiert (M. Thielen: *„Ich hab viel, na ja viel Besseres erwartet“ Männlichkeit und Sexualität als Machtachsen im totalen Flüchtlingsraum*; C. Ellerbe-Dueck: *Gender, „Safe Spaces“ and Coming to Voice. Black Women in Germany, Austria and Switzerland*). Im zweiten Teil blicken feministische Wissenschaftlerinnen in fünf Kapiteln auf ihren bisherigen Lebensweg, auf persönliche Entwicklungen sowie ihr wissenschaftliches und politisches Wirken zurück. Dabei reflektieren sie eigene Erfahrungen mit feministischen Interventionen innerhalb und außerhalb staatlicher und wissenschaftlicher Strukturen (S. Bock: *Von Frauenpfaden zum „gegenderten“ Mainstream. (M)Ein spannungsvoller Weg zwischen Theorie und Praxis*; A. Sancar: *Hat Gender Mainstreaming in der Entwicklungszusammenarbeit zu viel Geschirr zerschlagen? Ein Plädoyer für eine Repolitisierung von Gender Equality in der EZA*; D. Stump: *Im Spannungsfeld von feministischer Theorie und*

politischer Praxis. Von der Frauenbefreiungsbewegung zum institutionalisierten Engagement für die Gleichstellung von Frau und Mann; H. Kuhrig: „Ohne Frauen ist kein Staat zu machen“ Stolpersteine der Frauenemanzipation vor und nach der Wende. Eine persönliche Rückschau; E. Bäschlin: Ich, die Geographie und die feministische Wissenschaft. Eine persönliche Standortbestimmung zu feministischer Geographie).

Insgesamt zeigt sich das Feld der Geschlechtergeographien in diesem Sammelwerk als stark interdisziplinär verortet. Es geht den Herausgeberinnen und den verschiedenen AutorInnen² der Beiträge um gemeinsame Inhalte und Forschungsinteressen – nicht um wissenschaftspolitisch-strategische Fächerabgrenzungen. Persönliche Erfahrungen mit fachlicher Selbstdefinition, mit Grenzen und Übergängen zwischen Fächern werden deshalb ausführlich reflektiert.

Spannungsfelder feministischer Geographien

Der Sammelband zeigt in den verschiedenen Kapiteln, dass das Ringen um eine feministische Perspektive in der Geographie spannungsvoll, „kurzweilig“ und „abenteuerlich“ (Bock, S. 109) ist. Ganz im Sinne der Einschätzung von Becker-Schmidt/Knapp (2011, S. 146) bleibt auch das feministische Arbeiten in der Geographie „in Bewegung“.

So ziehen sich verschiedene Spannungsfelder durch die unterschiedlichen Kapitel des Buches:

- Die Schwierigkeiten, komplexe Kommunikationsprozesse zwischen alltäglichem, situativem Wissen zur Kategorie „Geschlecht“ und wissenschaftlichem, reflexivem Gender-Wissen zu gestalten und dadurch eingefahrenes Wissen und ebensolche Praxen in Frage zu stellen (Bock, S. 125-126)
- Dilemmata im Umgang mit „anderen“ Frauen und Männern im Kontext postkolonialer Machtbeziehungen: Inwieweit darf eine Forscherin direkt auf die Situation einzelner ForschungspartnerInnen einwirken bzw. sagen, „was getan werden müsste“ (Schurr, S. 18)? Oder ist sie aufgrund ihrer privilegierten Position als Wissenschaftlerin auch in der Pflicht, auf Veränderungen hinzuwirken (Schurr, S. 17-18; Bäschlin, S. 187)?
- Die Möglichkeiten und Grenzen feministischen Wirkens innerhalb von politischen und administrativen Strukturen. Wie kann feministisches Wirken im Rahmen von Gendermainstreaming-Konzepten (Bock, S. 123-126, Sancar, S. 131-143), als Leiterin einer Forschungsgruppe in der DDR (Kuhrig, S. 164-165), als Politikerin in der Schweiz (Stump, S. 149-151) oder als Aktivistin (Bäschlin, S. 179, Stump, S. 148) aussehen?

Durch die direkte Thematisierung solcher Fragen erlangt das Buch eine besondere inhaltliche Tiefe: Dilemmata, kritische Positionen und schwierige Situationen werden offengelegt und so der wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion zugänglich gemacht. Die besondere Gestaltung der Tagung – und so auch des Sammelbandes – mit der Anregung eines

Diskurses zwischen NachwuchswissenschaftlerInnen und etablierten Forscherinnen hat hierzu sicherlich maßgeblich beigetragen. In den Lebensgeschichten der etablierten Wissenschaftlerinnen sind Erfahrungen festgehalten „die [sonst, I.C.E.] in keinem Buch stehen“ (Kuhrig, S. 159) und die der jungen Generation von feministischen GeographInnen aufzeigen, was schon alles bewegt wurde – dass es aber auch eine Bewegung gebraucht hat, um etwas zu verändern.

Aus einigen Texten scheint die Enttäuschung heraus, dass die Frauenbewegung an Schwung verloren hat (Stump, S. 154-155, Kuhrig, S. 168-169). Hier einen direkten Austausch anzuregen und eine Brücke zwischen den beiden Teilen herzustellen, wäre wünschenswert. Eine Möglichkeit könnte sein, die Arbeiten von WissenschaftlerInnen einzubeziehen, welche die Lebensentwürfe und Deutungsmuster zum Geschlechterverhältnis der jüngeren Generation im deutschsprachigen Raum zum Thema haben (Thon 2005, 2011; Schwiter 2011), wäre für das Buch eine weitere Bereicherung gewesen.

Die Normativität der Wissenschaft – Welt verändern und wenn ja, wie?

Die große Frage der Normativität von feministischer Wissenschaft werfen v.a. das Einführungskapitel wie auch der abschließende Beitrag von Elisabeth Bäschlin auf. Bäschlin weist darauf hin, dass es FeministInnen nicht nur darum gehen kann, gegen die gesellschaftliche Benachteiligung der vermeintlich homogenen Genusgruppe „Frauen“ anzukämpfen. Eine gesellschaftliche Utopie muss mehrere Ungleichheitsverhältnisse überwinden: das patriarchale Geschlechterverhältnis, das kapitalistische Klassenverhältnis und (post-)koloniale Weltordnungen. Bäschlin konzentriert sich jedoch nicht ausschließlich auf soziale, politische und ökonomische Ungleichheiten, sondern geht als Geographin ebenso auf das spannungsreiche Verhältnis zwischen Mensch und Natur ein: Sie warnt vor einem technokratischen Naturverständnis, das zu einem verantwortungslosen Umgang mit der Natur führt (S. 194). Für Bäschlin ist eine feministische Wissenschaft aufgrund dieser Erkenntnisse zwangsweise normativ, in dem Sinne, dass sie die gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnisse verändern möchte (S. 187).

Die Herausgeberinnen Carolin Schurr und Jeannine Wintzer bleiben in dieser Frage etwas zurückhaltender. So schlagen sie Brücken zwischen den von ihnen vertretenen aktuellen postkolonialen und poststrukturalistischen Ansätzen zu frühen feministischen Arbeiten. Sie teilen mit ihnen das Interesse, Selbstverständliches und vermeintlich Allgemeingültiges zu hinterfragen sowie die politischen Interessen bzw. vor-diskursiven Weltbilder hinter quasi-objektiver Wissenschaft auszumachen. Doch sind WissenschaftlerInnen in diesem Konzept zur „Weltveränderung“ aufgefordert? Und mit welchen Methoden, Interventionen oder Konzepten sollten sie vorgehen? Diese Fragen regen zum weiteren Nachdenken und zur eigenen Positionierung an.

Hier schließt sich die Frage an, auf welche Weise explizit feministische Forschung betrieben werden kann, und wie politische Koalitionen gebildet werden können, wenn

Kategorisierungen von Menschen in „Frauen“ und „Männer“ in Frage gestellt werden bzw. eine homogene Gruppe von „Frauen“ nicht (mehr) gedacht werden kann. Die Autorinnen finden in Donna Haraways (1995) Ansatz eine überzeugende Lösung für die Frage nach der Basis politischer Koalitionen: Es geht nicht um essentialistische Identitäten, sondern um gemeinsame Lebens- und Diskriminierungserfahrungen. Insgesamt ist den Herausgeberinnen durch die Gestaltung des Einführungskapitels in Gesprächsform hier ein ebenso zugänglicher wie auch vielschichtiger und mehrstimmiger Text gelungen, der damit auch ein positives Statement für nicht-traditionelle Textformen ist.

Aktuelle geschlechtergeographische Forschungsarbeiten

Die Beiträge im ersten Teil des Sammelbandes greifen verschiedene neuere Ansätze der feministischen Forschung auf. Bettina Fredrich, deren Beitrag am klarsten innerhalb eines spezifisch geographischen Fachdiskurses verortet ist, bezieht sich in „Sicherheit verorten und verkörpern“ v.a. auf angelsächsische Ansätze in der feministischen kritischen Geopolitik (Hyndman 2004; Fluri 2009). Entsprechend fokussiert sie die „Verwobenheit internationaler Politik mit dem Alltag von Männern und Frauen“ (S. 33). Ihr empirisches Material, das aus 20 Leitfadenterviews mit ExpertInnen der Schweizer Sicherheits- und Friedenspolitik besteht, untersucht sie auf die Frage hin, welche Ordnungen von Raum und Geschlecht in den Aussagen dieser diskursiven Eliten hergestellt werden und wie diese sich aktuell – v.a. durch die UN-Sicherheitsratsresolution 1325 – verändern. Dabei findet sie v.a. in NGOs Stimmen, die mit der Resolution eine Legitimation eines geschlechtersensitiven Blicks begründen. Diese beschränken den Blick allerdings vorwiegend auf Frauen. Vor allem im Militär findet Fredrich auch Stimmen, die in stereotyper Manier aus der Resolution hauptsächlich Aufgaben zur Verbesserung des Schutzes von Frauen und Mädchen ableiten. Damit bezieht sich Fredrich auf das erste der oben angesprochenen Spannungsfelder: Wie kann „Geschlechterpolitik“ gemacht werden und wie kann Wissen zur Kategorie „Geschlecht“ kommuniziert werden, ohne automatisch an stereotypes, situatives Alltagswissen anzuknüpfen und entsprechende Diskurse zu stärken? Fredrich plädiert für eine konsequente Weiterführung der Geschlechteranalyse, die Männer einschließt und damit auch männlich-geschlechtsspezifische Bedürfnisse in Frage stellt.

Diese Forderung nach einer expliziten Thematisierung von Männern und Männlichkeit setzt Marc Thielen in seinem Beitrag „Männlichkeit und Sexualität als Machtachsen im totalen Flüchtlingsraum“ um: Er analysiert autobiographisch-narrative Interviews mit männlichen iranischen Flüchtlingen, die ihr Heimatland aufgrund ihrer (homo-)sexuellen Orientierung verlassen haben, mit Bezug auf Theorien des totalen Raumes (in Anschluss an Schroeder 2003). Er zeigt, wie die Erwartungen der Flüchtlinge an das vermeintlich freie Zufluchtsland enttäuscht werden, da in der spezifischen Situation des Asylprozesses die eigene Sexualität durchaus nicht immer problemlos gelebt werden kann. Thielen schreibt: „Nach der Flucht in die Bundesrepublik Deutschland blieben jedoch Männlichkeit und Se-

xualität zentrale Machtachsen, die insbesondere die Lebenssituation im Asyl konstituieren, die sich in vielfacher Hinsicht als geschlechtlich strukturiert und hierarchisiert erweist. Statt der erhofften Freiheit mündete die Flucht somit in neue Formen heteronormativer Begrenzung und binnenmännlicher Hierarchisierung“ (S. 71). Am Schluss plädiert Thielen für eine reflexive Auseinandersetzung mit homophoben Praktiken in der eigenen Gesellschaft, die eine Kritik an der prekären Menschenrechtssituation in anderen Ländern erst glaubhaft machen kann. Damit spricht er im Anschluss an das zweite oben genannte Dilemma die Frage an: Wie können „wir“ im Kontext postkolonialer Weltverhältnisse glaubwürdig feministische politische Forderungen stellen bzw. „Welt verändern“ oder „die Anderen“ verändern?

Mit der Frage, wie alltägliche Prozesse der Aushandlung von Geschlechtlichkeit in kulturell fremden Kontexten überhaupt verstanden werden können, setzt sich Corinne Corradi auseinander, wenn sie den Zugang zur Gesundheitsversorgung von nomadisch lebenden Fulani-Frauen und -Männern in Mauretanien bearbeitet. Durch die mehrtägige Begleitung mehrerer Familien erreichte sie, dass sie auch informell mit den Frauen und Männern sprechen konnte und deren unterschiedliche Sichtweisen auf Fortschritt, Gesundheit, Geschlechterrollen und Familienbeziehungen erheben konnte. Ein weiteres aktuelles Forschungsfeld bearbeitet Cassandra Ellerbe-Dück in ihrem Beitrag: Sie befasst sich aus einer intersektionalen Forschungsperspektive mit Schwarzen³ Frauen im deutschsprachigen Raum und analysiert, wie sie durch soziales und politisches Engagement eigene, sichere Räume schaffen. Sie stellt der hypersexualisierten und objekthaften Art und Weise, wie Schwarze Frauen in den Medien und in der politischen Werbung dargestellt werden, die Stimmen von politischen Aktivistinnen gegenüber: Es zeigt sich, dass sie aufgrund des Fehlens von Nachbarschaften mit einer ausgebauten Infrastruktur für Menschen afrikanischer Herkunft „virtuelle“ Räume und Netzwerke (im Internet und auf Symposien) schaffen, um eine selbst-definierte Stimme zu entwickeln und Aufmerksamkeit für ihre Positionen zu schaffen. Ellerbe-Dücks Beitrag ist ein Beispiel für die Art von politischen Koalitionen, wie sie im Einführungskapitel mit Rekurs auf Haraway (1995) benannt wurden: Die Frauen berufen sich in ihrem Engagement auf gemeinsame Erfahrungen und Lebenslagen – nicht auf essentialistische Identitäten.

Etablierte Wissenschaftlerinnen blicken zurück

Im zweiten Teil des Buches gibt Stefanie Bock zunächst einen sehr persönlichen Einblick in ihren Weg zwischen Theorie und Praxis, dessen Zusammenstellung sie „in die hintersten Reihen der Bücherregale und zu alten Fotoalben“ (S. 109) geführt hat. Bock zeigt in ihrem Beitrag sowohl wichtige Prozesse in ihrem eigenen Lebensweg auf, als auch Themenfelder der inhaltlichen Diskussionen aus vielen Jahren in studentischen feministischen Gruppen, in frauenpolitischen Bündnissen, in institutionalisierter Frauenpolitik und universitärer Arbeit.

Annemarie Sancar befasst sich in ihrem stärker thematisch fokussierten Beitrag mit ihren ambivalenten Erfahrungen aus der Arbeit mit Konzepten des „Gender-Mainstreamings“

in der Entwicklungszusammenarbeit. Überzeugend plädiert sie für eine Stärkung von qualitativen und langfristigen, selbstkritischen und reflexiven Evaluationen und für eine Re-Politisierung des Themas Geschlechtergerechtigkeit jenseits der Logik von Projektmanagement und neoliberaler Entwicklungsmodelle.

Doris Stumps Beitrag reflektiert ihre eigene Positionierung als Aktivistin und als Mitglied des Schweizer Nationalrats über die letzten zwanzig Jahre hinweg. Dabei diskutiert sie anhand eigener Erfahrungen die Möglichkeiten und Grenzen eines solchen Engagements und zeigt deutlich auf, wie sich politische Diskurse um die Bedeutung feministischer Themen gewandelt haben. Ein besonderer Beitrag ist zuletzt derjenige von Herta Kuhrig, der „Grande Dame“ (S. 23) der Frauenforschung in der DDR. Die Einsicht in die Verwobenheit von internationaler und nationaler Politik mit dem Alltag von Frauen auf der Mikroebene bekommt beim Lesen ihrer Gedanken noch einmal eine neue Dimension.

Fazit

Insgesamt bietet der Sammelband einen Einblick in vielfältige aktuelle Diskurse sowie persönliche Rückblicke in wissenschaftliches und politisches Denken und Handeln um die Kategorien Geschlecht und Raum. Er wirft Fragen auf, offenbart Spannungsfelder, Dilemmata und mögliche Auswege. Mein Fazit: Er ist für interessierte WissenschaftlerInnen und Studierende sehr zu empfehlen.

Anmerkungen

- 1 Im Januar 2010 fand diese Tagung anlässlich der Verabschiedung von Elisabeth Bäschlin in den aktiven Ruhestand statt. Die Tagung und der Sammelband sind Elisabeth Bäschlin gewidmet und würdigen damit ihr herausragendes Engagement für eine feministische Perspektive in der Geographie.
- 2 Ich verwende das Binnen-I, wenn ich mich auf Personen unterschiedlicher Geschlechterlicher Zugehörigkeit beziehe. Wenn die Personengruppe, auf die sich ein Begriff bezieht, jedoch ausschließlich aus Frauen besteht, wähle ich die weibliche Pluralform.
- 3 Der Begriff Schwarz ist hier großgeschrieben, da er sich auf Prozesse kultureller und politischer Ermächtigung bezieht (s. a. Junker 2007, S. 169). Diese Verwendung der Schreibweise deckt sich mit der Verwendung von Black im rezensierten englischsprachigen Text von Ellerbe-Dück, wobei es aufgrund der gesellschaftlichen Unterschiede zwischen deutsch- und englischsprachigen Kontexten vielfältige Nuancen im Gebrauchszusammenhang gibt, die Ellerbe-Dück in ihrem Text ebenfalls reflektiert.

Literatur

Becker-Schmidt, Regina & Gudrun-Axeli Knapp (2011): Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius.

- Flury, Jennifer (2009): Geopolitics of gender and violence „from below“. In: *Political Geography*. 28, 4. S. 259-265.
- Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a.M.
- Hyndman, Jennifer (2004): Mind the gap: bridging feminist and political geography through geopolitics. In: *Political Geography*. 23, 3. S. 307-322.
- Junker, Carsten (2007): Der „White Negro“ als Erlöserfigur: „Pretty Fly for a White Guy?“ In: Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani & Jana Husmann-Kastein (Hg.): *Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie*. Bielefeld: transcript, S. 169-180.
- Schroeder, Joachim (2003): Der Flüchtlingsraum als ein ‚totaler Raum‘. Bildungsinstitutionen und ihre Grenzen. In: Neumann, Ursula, Heike Niedrig, Joachim Schroeder & Louis Henri Seukwa (Hg.): *Lernen am Rande der Gesellschaft. Bildungsinstitutionen im Spiegel von Flüchtlingsbiografien*. Münster: Waxmann, S. 379-396.
- Schwiter, Karin (2011): *Lebensentwürfe. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualisierung und Geschlechternormen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Thon, Christine (2005): „Ich war nie benachteiligt. Und kam mir auch nie so vor.“ Biographische Konstruktion von Geschlecht und Deutungskonzepte zum Geschlechterverhältnis. In: Thon, Christine, Daniela Rothe, Paul Mecheril & Bettina Dausien (Hg.): *Qualitative Methoden im erziehungswissenschaftlichen Studium*. Bielefeld: Universität Bielefeld, S. 1-17. Online verfügbar unter <http://pub.uni-bielefeld.de/publication/2302143>, zuletzt geprüft am 16.08.2012.
- Thon, Christine (2011): Privatisierung des Politischen. Junge Frauen und Geschlechterpolitik. In: Kleinau, Elke. Susanne Maurer & Astrid Messerschmidt (Hg.): *Politische Kultur und Geschlecht*. Opladen: Barbara Budrich, S. 59-70.

Jürgen Hasse ■

Georges Perec und die Lebenswelt: Phänomenographische Mikrologien des Raumes

Georges Perec: *Träume von Räumen* (aus dem Französischen von Eugen Helmé). Berlin und Zürich 2013. 160 S.

Bei *diaphanes* erschien im September 2013 Georges Perecs *Träume von Räumen* neu. Dem Original (*Espèces d'Espaces*) aus dem Jahre 1974 (Éditions Galilée, Paris) folgte die deutsche Erstausgabe erst 1990 (Manholt Verlag, Bremen); eine Neuauflage brachte der Fischer Taschenbuchverlag 1994 heraus. Zuletzt waren sogar antiquarische Exemplare äußerst rar und nur zu hohen Preisen zu haben. Georges Perec (1936 - 1982) gehört zu den wichtigsten Repräsentanten der französischen Nachkriegsliteratur. Sein bekanntestes Werk *Das Leben. Gebrauchsanweisung* aus dem Jahre 1978 (1982 bei Zweitausendeins erschienen, 894 Seiten) beschreibt banale bis absurde Geschichten, die sich in 99 Zimmern eines Hauses abspielen. Zu dem Werk *Versuch einen Platz zu erfassen* aus dem Jahre 1974 (deutsch 2010) vgl. auch meine Besprechung auf raumnachrichten.de (<http://www.raumnachrichten.de/rezensionen/1268-perec>).



Perecs Sprachstil ist bemerkenswert, weil er gegen alle Konventionen verstößt. Er ist abgehackt, die Sätze sind meist kurz und von einer bestechenden Klarheit, wie man sie aus der Sprache der Kinder kennt. Damit kündigt sich – weit über das Formale seines Schreibens hinaus – ein Denkstil an, der sich den spielerischen Kampf gegen das Selbstverständliche und Rundlaufen lebensweltlicher Gewissheiten zur Aufgabe gemacht hat. Perecs Art zu schreiben folgt einer doppelten Spur; zunächst beschreibt er in einer akribischen Haltung des Archivars das Allerbanalste des täglichen Lebens. Dann macht er dieses in der Art *wie* er schreibt und *was* er aus seinen Mikrologien des Lebens preisgibt, dem Denken *verfremdet* wieder zugänglich. Diese verdeckte Programmatik liegt auch seinem nun in deutscher Sprache wieder erschienenen Buch *Träume von Räumen* zugrunde.

Räume durchqueren

Der Titel hat mit dem Original vor allem das Sprachspiel gemeinsam. Der Inhalt entspricht indes mehr dem Originaltitel als dem der Übersetzung, geht es Perec doch weniger um Träume von Räumen als um *spezifische* Räume. Er beginnt sein Buch mit einer nicht zufällig unsystematischen Anhäufung von Raum-Begriffen (vgl. Abbildungen). Die Liste lässt

RAUM
RAUMINHALT
FREIER RAUM
GESCHLOSSENER RAUM
BEGOSSENER RAUM
RAUMMANGEL
ÜBERDACHER RAUM
HOHLRAUM
RAUMSCHRANKE
LEBENSRAUM
KRITISCHER RAUM
RAUMPFLEGERIN
RAUMAKUSTIK
RAUMDECKUNG
STELLUNG IM RAUM
WIRTSCHAFTSRAUM
RAUM AUSSTATTER
ENTDECKUNG DES RAUMS
OFFENER RAUM
EUKLIDISCHER RAUM
LUFTRAUM
RAUM DES TRAUMS
GRAURAUM
EPIDURALRAUM
SPAZIERGANG IM RAUM
GEOMETRIE IM RAUM
RAUMÜBERGREIFEND
ZEITRAUM

GEMESSENER RAUM
 DIE EROBERUNG DES WELTRAUMS
 TOTER RAUM
 RAUMBILD
 UNENDLICHER RAUM
 RAUMFÄHRE
 HIMMLISCHER RAUM
 IMAGINÄRER RAUM
 SCHÄDLICHER RAUM
 METRISCHER RAUM
 INNENRAUM
 FUSSGÄNGER DES WELTRAUMS
 ZERBROCHENER RAUM
 GEORDNETER RAUM
 RAUMGITTER
 ERLEBTER RAUM
 TOPOLOGISCHER RAUM
 SEHRAUM
 VERFÜGBARER RAUM
 DURCHLAUFENER RAUM
 EBENER RAUM
 RAUMTYP
 URRAUM
 NEBENRAUM
 RAUMRÄNDER
 KLANGRAUM
 RAUM EINES MORGENS
 LITERARISCHER RAUM
 DIE ODYSSEE DES WELTRAUMS

erwarten, dass es dem Verfasser nicht um eine Erforschung des Raum-Begriffes geht und auch nicht um eine sonstwie geartete wissenschaftliche Reflexion über Raum wie es die Geographen tun, wenn sie sich in einem Taumel wissenschaftstheoretischer Abgrenzungen, historischer Rekonstruktionen und der Ausrufung von feindlichen Lagern „falscher“ Raumdenker einem gigantischen Desinfektionsprojekt widmen, dessen Ziel – im Namen der Sicherung diskursiver Routinen – die Begriffshygiene ist. Das will Perceval nicht! Er durchquert

mal den einen und mal den anderen Raum, mal das flache Land, die Treppe oder das Wohnzimmer und dann den Unraum eines Blattes Papier. Mit dem Raum hat das Blatt Papier nicht zu tun, weil es *im* Raum liegt, sondern weil fast „alles früher oder später über ein Blatt Papier, eine Notizblockseite, ein Merkbuchblatt oder irgendeinen anderen zufälligen Schriftträger [...] eingetragen wird“. Was zur Notiz wird, weist stets irgendwelche Spuren zum Leben des Notierenden auf; die meisten Notizen haben zumindest biographische Nebenwurzeln. Auch Perecs Text hat biographischen Charakter. Aber er geht doch auch weiter und ist nicht nur Zeugnis persönlicher Geschichte. Was in einem individuellen Leben von Bedeutung ist, gibt in Perecs Geschichten stets eine verdeckte Spur ins Allgemeine der Zeit preis, das im Denken und Fühlen des Zeitgeistes aufscheint. So weist die von ihm zitierte „Liste für die allerdringlichsten Einkäufe“ nicht nur *Kaffee, Zucker, Katzenstreu, eine 75-Watt-Birne, Batterien und Wäsche* auf, sondern auch ein *Baudrillard-Buch*. In seinem *Versuch einen Platz zu erfassen* tauchte in der anonymen Menge der Vorübergehenden plötzlich Paul Virilio auf. Wenn es nun Jean Baudrillard ist, der zum Nötigsten gehört, dann deshalb, weil Perec auf diese Weise zu erkennen gibt, dass er den unkonventionellen Stil der Gesellschaftskritik des 2007 verstorbenen französischen Philosophen teilt. *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen*, war (1968) neben einer Reihe weiterer Arbeiten von Jean Baudrillard schon erschienen, als Perec an seinem Buch arbeitete.

Definitionen bestreiten

Perec geht es nie um Räume im engeren Sinne, viel mehr um das, was „in“ ihnen ist und die Menschen mit Dingen und Situationen in Räumen machen. Wenn er sich auf fünf Seiten – bevor er zum Schlafzimmer kommt – dem Bett widmet, so lässt er keinen Zweifel an der Exotik des scheinbar so profanen Gegenstandes aufkommen: „Das Bett ist ein für die nächtliche Ruhe von nicht mehr als einer oder zwei Personen erdachtes Gerät.“ Diese geradezu typische „Definition“ (die nur vorgibt eine zu sein) lässt erahnen, dass Perec nur scheinbar eine Phänomenologie des Raumes schreibt. Er bietet vielmehr Mikrologien vom Charakter einer Bio-Phänomenographie. Das Bett ist dafür nur ein Beispiel neben zahlreichen anderer Dingen, Zimmern, Orten und Räumen. Zum einen ist es der persönlich-subjektive Blick auf die Welt, der ihn zu diesem Schreiben motiviert. Zum anderen klingt im Aufleuchten des Biographischen stets etwas an, das eine Referenz zum Allgemeinen impliziert. Gleichwohl verallgemeinert Perec in seinen Ausführungen nie. Er macht die Dinge grün wo sie rot sind, um alles in die Schwebe zu bringen. So wird auch das Bett (beinahe erwartungsgemäß) ganz entgegen seiner „Definition“ zum Fadenkreuz aller nur erdenklichen Tätigkeiten, denen man aus einem Bett heraus nachgehen kann. Das Bett wird zu einer Raumweiche, über die die verschiedensten Dinge bewegt werden: die Bürste, mit der das Fell der Katze gepflegt wird, das Telefon, das Transistorradio, die Lampe, Filzstifte, Bleistifte und Bleistiftanspitzer. Nicht genug damit, dass sich das Bett nun doch als *vitaler*

Ort des Lebens erweist. Was man nach alledem – jenseits einer sicheren Definition und eher in einem konnotativen Sinne – für ein Bett halten könnte, muss schließlich in Gänze zweifelhaft werden. Einem ganz ähnlichen Zweck wie dem Bett dienen ja auch noch Hängematten, Strohsäcke, Feldbetten, Schlafsäcke usw.

So flüchtig in Perecs Beschreibungen wird, was die Dinge ausmacht, so beginnen auch die Räume, in denen sich die Dinge befinden, zu changieren. Perec macht aber nicht nur Dinge, Orte und Räume fragwürdig, indem er ihren konventionellen Sinn zerstreut. Er tut dasselbe mit der Sprache über den Umgang mit den Dingen sowie die Benutzung des Raumes. Die in den Sozialwissenschaften so selbstverständliche Rede von Praktiken räumlicher *Aneignung* büßt ihr kommunikativ sicheres Funktionieren ein, wenn Rückfragen zum Begriffs(vor)verständnis konkret werden: „Was heißt, sich einen Ort aneignen? Ab wann wird ein Ort wirklich der Ihre? Ist es der Fall, wenn man seine drei paar Socken in einer rosa Plastikschißel eingeweicht hat? [...] Ist es der Fall, wenn man dort Angstgefühle des Wartens oder die Überschwenglichkeiten der Leidenschaft oder die Qualen rasender Zahnschmerzen erlebt hat?“ Scheinbar banale Fragen entfalten eine wissenschaftstheoretische Sprengkraft, weil sich die Fatalität der Abstraktion – das Denkmilieu Wissenschaft betreibender vitaler Personen – geradezu plakativ aber ohne Anklage in ihren potentiell absurden Ergebnissen von selbst demonstriert.

Wenn Perec abermals nach langen „Definitionen“ der Räume eines Wohnhauses sein eigenes Nachdenken über die Selbstverständlichkeiten als scheinbar lächerlich bezeichnet, weil Architekten „ganz genaue Vorstellungen über das haben, was eine Diele sein muß, ein Wohnzimmer (LIVING-ROOM, Empfangsraum), ein Elternschlafzimmer, ein Kinderzimmer, ein Dienstmädchenzimmer, ein NEBEN-AUSGANG, eine Küche und ein Badezimmer“, so dient die Vergewisserung doch ihrem Gegenteil. Ins entstandene Vakuum entweichen schließlich seine eigenen abermals allein der Irritation dienenden Vorschläge, wie sich die Zimmer eines Hauses – entgegen ihrer üblichen funktionalen Vernetzung – *auch* organisieren ließen: „Es ist nicht dümmer, sich einen Raum vorzustellen, der ausschließlich dem Montag vorbehalten wäre, als Villen zu bauen, die nur sechzig Tage im Jahr genutzt werden.“ Die sich scheinbar ins Absurde versteigenden Vergleiche und Beispiele Perecs parodieren in der ironisierenden Überzeichnung immer wieder auf neue Art und Weise die fatale *Selbstverständlichkeit* tatsächlicher gesellschaftlicher Verhältnisse. Das ist seine Form der Kritik, die sich als solche nicht sogleich auch zu erkennen gibt. In allem was er aufschreibt, ist Perec Archivar. Aber er archiviert nicht des Sammelns willen. Er will das Normale auflisten, um es im Metier des *Konkreten* aus lebensweltlichen Gefäßen des Normalen entweichen zu lassen. Dass seine Sprache über den unmittelbaren Sinn ihrer Worte hinauschießt, versteht sich da nur von selbst. So empfiehlt er im Hinblick auf Wohnhäuser eine Reihe von Dingen, die „man hin und wieder systematisch tun sollte [...] sie betrachten; den Kopf heben und hochschauen [...] sich, im Falle eines neuen Wohnhauses, zu erinnern versuchen, was vorher dort war“ – mit anderen Worten: die Wahrnehmung schärfen. Perecs Empfehlungen sind – auch wenn sie sich in noch so konkreten wie einfachsten Hin-

weisen zu genügen scheinen – mit methodischen Fußnoten gespickt: „Nicht usw. sagen, nicht usw. schreiben. Sich zwingen, das Thema erschöpfend zu behandeln, selbst wenn es grotesk, belanglos oder zu dumm zu sein scheint. Man hat noch nichts betrachtet, man hat nur das bemerkt, was man seit langen schon bemerkt hat.“ Das klingt wie eine Kritik an Anthony Giddens’ geradezu genialer Idee, die theoretische Kategorie der „Nebenfolgen“ menschlichen Handelns einzuführen, dient sie doch in glänzender Weise dazu, das Bemerkte dessen, „was man seit langen schon bemerkt hat“ zu ritualisieren und alles beim alten zu lassen.

Das Besondere und das (darin versteckte) Allgemeine

Der Alltag dient Perec nur als Brennglas eines Allgemeinen, über das er nicht theoretisiert, das er aber parodierend annotiert und damit einer zugespitzten Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse zugänglich macht: „Ein Stück Stadt entziffern, daraus Gewissheiten ableiten: Die Anzahl der Einparkversuche beschreiben, die der Fahrer eines Autos unternimmt, als er zu dem einzigen Zwecke parkt, hundert Gramm Geleefrüchte zu erstein.“ Es folgt die minutiöse Auflistung von dreizehn Aktionen des Fahrers, bis er schließlich den Ort des Parkens verlassen hat. Erst die Archivierung der operativen Momente des absolut Banalen schärft die Mikrologie des Überflüssigen so weit, dass sich die Frage nach dessen systemtragender Funktion in Kultur und Ökonomie reklamiert. Percs Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse versteckt sich im archivierenden Beschreiben.

Die Art und Weise, wie Perec selbst Dinge „definiert“, dient nicht deren Definition im engeren Sinne; sie bringt vielmehr Vorbehalte gegenüber den vernichtenden Effekten des Definierens zum Ausdruck. Diese sollten viel später ein großes Thema in Jean-François Lyotards *Widerstreit* werden. „Nicht versuchen, allzu schnell eine Definition der Stadt zu finden; das ist viel zu groß, man hat alle Aussichten, sich zu irren.“ Und so empfiehlt er eine Methode der Annäherung: „Man müßte entweder darauf verzichten, von der Stadt zu sprechen, über die Stadt zu sprechen oder sich dazu zwingen, so einfach wie nur möglich darüber zu sprechen [...] Jede vorgefaßte Meinung verjagen. Aufhören in Fertigbegriffen zu denken, vergessen, was die Städteplaner und die Soziologen gesagt haben.“ Was er an „der“ Stadt nur mit Fragen und unsicherem Suchen umkreist, läßt er an „seiner“ Stadt konkret werden. Aber dies ist nicht „die“ (allgemeine) Stadt, sondern seine *persönliche* Stadt. Indes löst sich auch diese – gleichsam zwangsläufig – ins Geheimnis wieder auf: „Ich liebe meine Stadt, aber ich vermöchte nicht genau zu sagen, was ich an ihr liebe.“ Zum einen gibt es die Dinge wie sie sind (die Straßen, „die besonderen Eigenschaften der Viertel“, die Kneipe, die Grünanlage), zum anderen gibt es all dies aber auch nur in der Weise, in der es individuell gelebt wird – wie die Kneipe, in der er „sechs Stunden hintereinander am Flipper gespielt“ hat.

Die Orte sind, was wir aus ihnen machen. Aber das ist nur eine Hälfte der Geschichte, die Perec in endlosen Variationen erzählt. Denn die Verhältnisse, in denen wir die Dinge nach Gewohnheiten bewegen, machen auch etwas mit uns, das auf unser Verhältnis zu den

Dingen zurückwirkt. So ist Perec „in Städten geboren“, weshalb er über das flache Land nicht viel zu sagen habe, mehr noch, ihm „alles einigermaßen gleichgültig“ sei. Wenn er sodann eine akribische „Dorfutopie“ umreißt konterkariert er sich selbst, um die Herkunft der Wünsche, Vorstellungen und Begriffe zu verwirren. Wenn er nicht in dieser oder jener Stadt, sondern in *Städten* geboren ist, geht es nicht um seine Heimatstadt, sondern um das Allgemeine städtischer Lebensformen und die in ihnen virulenten Vorstellungen über das Leben auf dem flachen Land, die Dinge und die Welt. Als „heimlicher Soziologe“ ragt Perec nie aus seinem Schreiben hervor. Er verdeckt sich mit seinen Gedanken, um in einem Spiel mit dem Verborgenen das Allgemeine seiner Kritik zugänglich zu machen. Er erzählt Geschichten, die in ihren Mikrologien überlaufen, um auf einem metatheoretischen Niveau etwas zu bedeuten, das sich im Konkreten nur *beispielhaft* ausdrückt.

Michael Fahlbusch ■

Von „blonden Provinzen“ und „kapitalen Rothirschen“

Ulrike Jureit: Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert. Hamburg 2012. 445 S.

„Das brutalste Element (...) war die ‘ethnische Säuberung’ mit dem Ziel, Minderheitengruppen aus Gebieten zwangsweise zu vertreiben, die von einer anderen Mehrheit bewohnt werden. Vorher lebten verschiedene Volksgruppen zusammen im selben Dorf und es gab keine Teilung in ethnische Gruppen und keine ethnische Säuberung. Die Ursachen der Situation waren also eindeutig politisch.“¹ So schätzt der Zwischenbericht des *UN-Committee on the Elimination of Racial Discrimination* vom 6. März 1995 die Massaker im ehemaligen Jugoslawien ein. Geht diesen Massakern der „Masters of Death“ (Richard Rhodes) ein ‘Masterplan’ voraus, der wie in diesem Fall Grenzziehungen und detaillierte Ausscheidungen der dort lebenden Bewohner nach soziodemographischen und ethnischen Merkmalen beinhaltete und deren Deportationen und Vernichtung einschloss, so handelt es sich um einen politisch handlungsleitenden Genozid.

Inwieweit hierbei Deutungseliten die Vorarbeiten für die politische Machteliten erbrachten (Herfried Münkler), ist im Verlaufe der vergangenen 25 Jahre durch die kritische Wissenschaftsgeschichtsschreibung in einem beachtlichen Umfange aufgearbeitet worden. Ulrike Jureit konzentriert das Thema indes auf koloniale Praktiken des 19. Jahrhunderts in Afrika und des frühen 20. Jahrhunderts im deutschen Osten, genauer gesagt auf die Grenzziehungs- und Territorialfrage. Sie tangiert somit einen zentralen Bereich der „Ostforschung“, über den in den vergangenen 25 Jahren durch die bahnbrechenden Studien von Michael Burleigh, Gabriele Camphausen, Karen Schönwälder, Karl Heinz Roth sowie Götz Aly und Sabine Schleiermacher die Basis für den neuen Wissenschaftsdiskurs gelegt worden ist. Leider erwähnt die Autorin nur Karl Heinz Roths und Götz Alys Arbeiten.

Dass Karten im Verlaufe der Geschichte als Instrument der politischen Ordnung von Territorien dienen, ist nicht neu. Etwas befremdlich wirkt daher, wenn die Autorin mit einem Übersichts-kapitel beginnt, in welchem sich die im Merkantilismus aufblühende freie



Hansestadt Hamburg in einem Interessenkonflikt gegen die anderen Anrainerstädte der Elbe vor dem Schiedsgericht zur Wehr zu setzen wusste, und zwar mit einer von Melchior Lorich eigens hierzu angefertigten Karte des Einflussgebiets Hamburgs (31ff.). Dies wäre wohl eher in einer regionalgeschichtlichen Studie zu erwarten gewesen, nicht aber in einer diskursanalytischen Studie über die Grenz- und Raumfragen in Afrika und im deutschen Osten.

Jureits These ist, dass die kulturelle Technik der Kartographie sich seit dem 16. Jahrhundert zum „Leitmedium räumlicher Repräsentation“ entwickelt habe (17, 44). Damit ist ihre Aufgabe einer Diskursanalyse von politischen Prozessen und kulturtechnischen Praktiken abgesteckt. Kapitel 2 geht auf die Bewusstwerdung des Modernisierungsschubs und Systemwandels des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts ein, der deutlich mit einem Wandel der Raumwahrnehmung von einer statischen Konstante zu einer dynamischen Veränderung des sozialen und wirtschaftlichen Lebensumwelt geprägt war.

Welche Auswirkung die damit einhergehende Individualisierung und Ökonomisierung der Wirtschaftsweise hatte, verdeutlicht die Autorin im Kapitel über die Entdeckung des kolonialen Raums, die im 19. Jahrhundert „Durch das Herz der Finsternis“ (Sven Lindqvist) in Afrika den Abschluss gefunden hatte, nachdem Amerika bereits im 15. Jahrhundert entdeckt worden war (89f.). Jureit behandelt vor allem die Grenzziehung dieser afrikanischen Territorien, die bar jeder Berücksichtigung der einheimischen Bevölkerungen unter den Kolonialmächten nach den neuesten Standards der Vermessungstechnik aufgeteilt wurden. Dass es sich dabei nicht allein nur um klassische Territorialpolitik handelte, die Auswanderung der wachsenden Bevölkerung aus den zu sozialen Unruheherden werden den europäischen Großstädten diene („Überproduktion des Menschen“, 128), sondern auch um Ressourcensicherung – was Jureit leider nicht weiter ausführt –, gehört eigentlich zum Standardrepertoire.

Das Kapitel 4 behandelt die Frage des Legitimationsbedarfs nach Lebensraum, zu der neben den proimperialen Großmeistern der deutschen Deutungselite wie Heinrich von Treitschke, Karl Lamprecht und Friedrich Ratzel als Vertreter unter anderem des Alldeutschen Verbands eine Reihe weiterer prominenter Deutungsspezialisten wichtige Beiträge lieferten (128 und 91). Kaum einverstanden kann man mit Jureits Aussage sein, dass der Ruf nach mehr Lebensraum im deutschen Kaiserreich vor 1914 nur von wenigen radikalen völkischen Organisationen gepflegt worden sei (129). Hier sei der Kürze halber nur auf die berühmte Hunnenrede Wilhelms II im Jahr 1900 verwiesen.

In den Ausführungen über Ratzel geht Jureit auch auf dessen philosophische und geistesgeschichtliche Wurzeln bei F.W.J. Schelling und bei Adam Müller ein, deren organisistisches Staatsverständnis Ratzel übernommen und mit der Evolutionstheorie Moritz Wagners verschmolzen habe. Inwieweit Ratzel dabei das Lebensrecht indigener Völker in Frage stellte, ist deshalb nicht ganz klar, weil Wagner Überlebenschancen von stärkeren und schwächeren Individuen bejahte (143). Allerdings bleiben Jureits Ausführungen über Ratzels seltsam unklar. Sein eigenes Verständnis von Volk, Nation und Rasse war

diffus.² Denn Ratzel delegitimierte die Anwendung des Völkerrechts auf Juden und indigene „landlose“ Völker, die er dem Untergang zuwies, während er Minderheiten eine Assimilation ins Staatsvolk zubilligte (Friedrich Ratzel, *Politische Geographie* 1897, S. 35ff., 118ff.). Jureit erläutert zwar Ratzels Beschreibung der Ausmerzungen der nordamerikanischen Indianer (149f.), ohne jedoch näher auf diesen heiklen Hintergrund einzugehen.

Optionen zur Schaffung homogener Bevölkerungen werden von Jureit im Kapitel 5 konkretisiert: Als Beispiel dient das deutsche Besatzungsterritorium des Oberbefehlshabers Ost (OberOst), das während des Ersten Weltkriegs besetzte osteuropäische Gebiet. Es waren angesichts der multifunktionalen Bildungselite des deutschen Kaiserreichs in der Tat nicht nur allein alldeutsche Visionäre, die das völkische Großdeutsche Reich anpeilten wie Jureit behauptet. Hierzu ist die Literatur in den vergangenen Jahren angewachsen, die belegt, dass es sich hier kaum um politische Planspiele von begrenztem Einfluss gehandelt habe. Denn seit der Jahrhundertwende wurde sowohl im Westen als auch im Osten des Deutschen Kaiserreichs eine Vielzahl brutaler sozialer, territorialer und ethnischer Planspiele als mögliche Handlungsoptionen ausgearbeitet.

Mit dem Begriff „Grenzmark“ wurde – wie bereits Thomas Müllers Dissertation zeigt – im Westen ebenfalls eine rassische Lösung zur Arrondierung des Deutschen Reichs in Erwägung gezogen. Jureit beschreibt zwar die Diskrepanz, welcher die Propagandatätigkeit des Oberbefehlshabers Ost für sein Territorium unterlag: dieses Territorium als Grenzmark zu Russland zu deklarieren, jedoch wegen der fehlenden Landeskenntnisse und infolge der diffizilen Bevölkerungsverhältnisse daran zu scheitern. Die Degradierung der einheimischen Bevölkerung, der eine „staatliche Eigenständigkeit“ ausdrücklich abgesprochen wurde, ist symptomatisch für die Besatzungspraktiken gewesen (159-179, 160, 164f., 241). Koloniale Stereotypen über diese Landschaften hätte Jureit auch auf andere osteuropäische Staaten – ich denke an Albrecht Pencks *Ukraina* von 1916 – übertragen können, unterlässt es aber. Jureit erfasst m. E. hier nicht das Ausmaß der ethnopolitischen Optionen, die bereits vor und während des Ersten Weltkriegs kursierten. Denn diese Politik mündete für die Besatzer notgedrungen in die Frage des Umgangs mit Kollaboration und Widerstand. Hinzuweisen ist, dass allein die Franktireur-Psychose der deutschen Besatzer des neutralen Belgiens bis 1918 über 6.000 belgischen Zivilisten das Leben kostete.

Etwas abrupt leitet Jureit über auf die Nachkriegsphase und die Grenzziehungspolitik in Oberschlesien. Hier arbeitet sie verdienstvoll die Verhandlungsakten der Pariser Vorortverträge dieses für Deutschland wie Polen so wichtigen Industriegebiets auf. Die Ansprüche, die von deutscher Seite gestellt wurden, waren insbesondere ökonomisch begründet. Albrecht Penck und in dessen Gefolge auch dem Breslauer Geographen Wilhelm Volz und seinem Mitstreiter vom Deutschen Schutzbund, Karl Christian von Loesch, ist es in der Tat zu verdanken, dass das Bewusstsein für die ethno- und demographischen Belange geschärft wurde, nämlich sprachliche und kollaborationswillige bilinguale Minderheiten in die deutsche politische Arithmetik mit einzubeziehen, wie dies bereits schon Max Weber in seinen

Studien über die polnische Landarbeiterfrage über 20 Jahre zuvor thematisiert hatte. Die Darlegung der polnischen Westforschung – hier fehlen m. E. wichtige Erkenntnisse von Jan Piskorski und Jörg Hackmann – stellte demnach nur einen Vorwand für die deutsche Seite dar, weiterreichende Forderungen zu stellen (196-199).

Jureit zeigt aber deutlich auf, wie die völkischen Argumente anderen Begründungen weichen mussten, wenn keine eindeutigen territorialen Zuordnungen möglich waren (199f., 215f.). Tatsächlich blieben die Grenzziehungen nach dem Ersten Weltkrieg Verhandlungssache und unterlagen dem tagespolitischen Geschäft der vorbereitenden Kommission in Versailles, was kaum verwundert. Im Gegensatz zum Lausanner Vertrag von 1923, so schlussfolgert Jureit, behielt sich der Versailler Vertrag ausdrücklich vor, keinen Bevölkerungstransfer durchzuführen und eine Politik zu verfolgen, die durch die neugeschaffenen Minderheiten die Akteure vor vollkommen unerwartete Herausforderungen stellen sollte (218). Die Konsequenzen offenbarten sich im Abstimmungskampf, den Jureit sehr detailliert nachvollzieht (219-250). Er gehört zum „Schlüsselerlebnis“ (235) der sich – man muss wohl sagen: wieder – formierenden Deutschtumsforschung, die wirtschaftliche wie ethnopolitische wissenschaftliche Fragen politisch instrumentalisierte.

Die Darstellungen über die Leipziger Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung zeigen unter dem nun erhellten Hintergrund das Scheitern eines Territorialkonzepts auf, welches – wie Jureit (233-250) richtig analysiert – wegen seines nationalpolitischen, teilweise auch historisch und ökonomisch begründeten Konzepts fragwürdig war. Beweist es doch, dass die einheimische Bevölkerung nur einmal mehr im Zweifelsfälle zur „Manövriermasse in einem Neuordnungsprozess“ einer Machtpolitik degradiert wurde (235). Allerdings pflichte ich dem nicht bei, dass – wie Jureit vermutet – Volz und Penck eine Linie vertraten, sondern umgekehrt konkurrierende Aspekte, denn Volz verfolgte bei allen Stereotypen, wie viele andere auch, ein Großdeutschland in den Grenzen von 1914, gegebenenfalls auch mit Österreich. Auf diesen wichtigen Unterschied hat bereits Ingo Haar ausführlich hingewiesen. Ob diese Lücke auf die mangelnde Kenntnis des gesamten Forschungsfeldes oder nur der zeitgenössischen Literatur der damaligen Geographen zurückgeht, sei dahingestellt.

Geopolitische Konzepte und Über(be)völkerungsvisionen, deren Ausdruck ein „klastrophobisches Lebensgefühl“ (250, 278) vermitteln, ordnet Jureit den Bedrohungsszenarien zu. Die psychologische Kriegsführung der Geo- und Ethnopolitik in Friedenszeiten, wie sie in der Zeitschrift für Geopolitik respektive in anderen Medien im Umfeld konservativer Revolutionäre verbreitet wurden, lässt nur erahnen, dass die im Ersten Weltkrieg angeeigneten Propagandadiskurse sich nun zu einem Trommelfeuer in der und gegen die Weimarer Republik fokussierten. Der ausführlichen und sehr kritischen Analyse Jureits von Hans Grimms unsäglich monumentaler Familiensaga „Volk ohne Raum“ ist zuzustimmen (265-278). Die Rezeption des Buches löste auch unter den Nationalsozialisten gewisse Reminiszenzen aus. Hitler habe sich nicht nur vom Begriff des Lebensraums, sondern auch von den Völkischen distanziert, weil diese dem Glauben nachgingen, auch fremde Völker

germanisieren zu können. Dies ist ein in der Literatur zweifelsohne noch nicht gänzlich ausdiskutiertes Phänomen (278-286).

Damit kommt Jureit schließlich in Kapitel 6 zum zentralen Thema, den Grenzziehungsvisionen, denen Großräume und ihre Ordnungen nach Rasse und Raum zugrunde lagen (287-385). Hier thematisiert die Autorin, wie sich die Nazis nicht auf Begriffe wie Lebensraum und völkische Ideale bezogen, sondern auf „Land und Boden“ und die allumfassende Klammer der Volksgemeinschaft, die als Träger der politischen Bewegung verstanden wurde. Die Homogenisierung des Raums erfolge durch eine entsprechende Bevölkerungspolitik, die der Logik von Inklusions- und Exklusionspraktiken Folge leistet. Das von Jureit angeführte Schlagwort Hitlers: „Man kann nur Boden germanisieren“ (290), blendet jedoch die Tatsache aus, dass gerade unter dem Eindruck des Kriegsverlaufs die NS-Besatzungspolitik drastische Abstriche von ihrem eigens propagierten Dogma vollzog und zunehmend eine „völkische“ Praxis anwandte. Ob es sich dabei um eine spezifisch radikalisierte nationalsozialistische handelt, soll hier nicht Thema der Rezension sein, da Jureit die russische Praxis derjenigen bei der territorialen Aneignung des Osten Polens nach dem Hitler-Stalin-Pakt gegenüberstellt (314-357).

Noch weniger zustimmungsfähig ist ihre Darlegung, dass die Raumplanung als entscheidender Funktionsträger erst im Nationalsozialismus entwickelt worden sei (293). Der Rhein-Ruhrkohlenbezirk und andere Großstädte, wie eben auch die in der Weimarer Zeit geplanten Autobahnen, stellen doch den schlagenden Gegenbeweis dar. Die Autorin wollte wohl hier nur auf die gestiegene Relevanz der Raumplanung im Dritten Reich abheben und auf das Fortwirken des NS-Planer-Jargons bis in die 1980er Jahre hinein (294, Fußnote 21) betonen. Die raumordnungspolitischen Strukturen verschränken sich jedenfalls mit dem wirtschaftspolitisch dominanten Vier-Jahresplan. Zu dem Zeitpunkt entstand bekanntermaßen das Industriegebiet Salzgitter-Wolfsburg als der damals größten zentralörtlichen Planungseinheit. Dass Christaller und andere Chefplaner wie Gerhard Isenberg wie im Übrigen auch Mitarbeiter der Publikationsstelle Dahlem im Umfeld von Konrad Meyer arbeiteten, also in SS-nahen technokratischen Think Tanks tätig waren, ist weder neu noch verwundert dies weiter, musste doch selbst die SS sich nach anfänglichem Winden um den Anspruch auf eine bäuerliche geprägte Siedlungspolitik (299-303) dem Primat der Ökonomie ihrer exorbitanten Kriegsführung unterwerfen und einer rationaleren Zukunftsplanung folgen. Entscheidend ist, wie Jureit zu Recht betont, dass diese Planungsexperten sich bewusst waren, dass „Umsiedlung, Vertreibung und Deportation“ als politisches Instrumentarium Bestandteil ihrer Agenda gewesen war (295).

Dass das Suwalki-Gebiet wegen seiner vermeintlichen „kapitalen Rothirsche“ im September 1939 an Deutschland fiel, ist weniger der Expertise völkischer Funktionsträger als der Jagdleidenschaft einiger führender Nazis geschuldet (314). Die bevölkerungspolitischen Konsequenzen der von Ribbentrop und Stalin signierten Karte der Grenzziehung wertet Jureit anhand der Akten des Hitler-Stalin-Pakts auf. Diese Konsequenzen führten diesseits wie jenseits der neuen Grenze zu Säuberungen, die jedoch sich in der De-

definition des staatsbürgerlichen Verständnisses ihrer projizierten Opfer unterschieden (314-330).

Den entscheidenden Aspekt legt Jureit schließlich in den eingegliederten Ostgebieten dar, den von Himmler so genannten „blonden Provinzen“ (330, 344), an denen – wie die eingangs erwähnte Aufarbeitung der Ostforschung zu Tage gefördert hat – nicht wenige deutsche Experten beteiligt waren. Die von Jureit erwähnte „völkische Flurbereinigung“ (333) wird zum leitenden Paradigma des Reichsinnenministeriums 1939, ohne dass sie jedoch auf die internen Vor- und Zuarbeiten der Deutungselite näher eingeht. Verdienstvoll mag sein, wenn Jureit den offiziellen Sprachgebrauch der „vollständigen Entjudung“ (345) im Fernziel des Generalplans Ost und in der Ministerialbürokratie erwähnt, jedoch auch hier die Expertisen der völkischen Berater außer Acht lässt. Einiges Male wird zwar in Verbindung mit der Grenzziehung die Publikationsstelle Dahlem zusammen mit dem Statistischen Reichsamt sowie dem Reichsamt für Landesaufnahme (konkret wäre es die Abteilung für Landeskunde im Reichsamt für Landesaufnahme) genannt (etwa 309, 333ff.), aber nicht deren weitere Experten erwähnt: denn außer in meiner Arbeit von 1999 wurden mittlerweile sehr detaillierte Studien hierüber angefertigt. Jureit erwähnt den enormen Handlungs- und Zeitdruck unter dem die lokalen Funktionsträger in den neuen Gauen sich bewähren mussten, um etwaigen sozialen Unruhen oder Massenerpidemien zuvorzukommen und gleichzeitig die vertraglich vorgesehenen Umsiedler Ende 1939 in ihren Gauen aufzunehmen, was zur ersten von insgesamt vier Deportationswellen führte (339, 349). Dass die gesetzten nationalsozialistischen Ziele der Großraumplanung an der Synchronisierung von Massenvertreibung und Ansiedlung bereits im Frühjahr 1941 zum Scheitern verurteilt gewesen sind, thematisiert Jureit abschließend (357-385). Die geplanten West-Ostumsiedlungen in die Pripjet-Sümpfe werden jedoch nicht erwähnt, sondern nur die Germanisierungs- und Ermordungswellen an Juden und Polen, die seitdem einsetzten.

Resümee

Das Buch weist gute zusammenfassende Aspekte auf, die hilfreich für das Verständnis vieler Detailstudien sind, welche in den vergangenen 25 Jahren erschienen sind. Jedoch fehlen Index- und Kartenverzeichnis, sodass das Werk nach kritischer Lektüre etwas gelitten hat. Auch wären größere Abbildungen der Karten von Vorteil gewesen. In einer künftigen Zweitauflage könnte hier der Verlag dem Rechnung tragen. Unverständlich bleibt, dass zwar die Denkschrift Erhard Wetzels (1942) von Jureit erwähnt wird (378f.), nicht aber die ihr in vielen Abschnitten ähnelnde Denkschrift Theodor Schieders von 1939. Als Wetzel noch Referent im Rassenpolitischen Amt gewesen war, lag Schieders Schrift schon den zuständigen Reichsministerien vor. Sie bereitete die Ostraumpolitik in den eingegliederten Ostgebieten mit vor.³ Hier scheint mir ein Defizit an Forschungslektüre zu bestehen. Alles in allem ist die Ostgrenzfrage als eines der Desiderate gut bearbeitet, weil Jureit dort viel Neues anbrachte. Kritisch anzufügen ist lediglich, dass dies Neue in Umrissen bekannt ist

und der wichtige Einfluss der Gauleiter, den Ingo Haar schon mehrfach herausgearbeitet hat, von Jureit nun mitberücksichtigt wird.⁴

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Ilan Pappé, *Die ethnische Säuberung Palästinas*, Frankfurt a. M. 2007, 54.
- 2 Vgl. zu Ratzels delegitimierenden völkerrechtlichen Vorstellungen auch meine Ausführungen in der Rezension über Thomas Müller auf der Plattform Raumnachrichten 2011: <http://www.raumnachrichten.de/rezensionen/1471-michael-fahlbusch-grenze-als-kampfraum>
Zur Kritik Ratzels und insbesondere seiner im Verhältnis zu anderen humanistischen deutschen Bürgerlichen unverhältnismässig pejorativen Einstellungen gegenüber indigenen Bevölkerungen (z. B. Abschaffung der Sklaverei) vgl. aktuell: Bradley Naranch, *Global Proletarians, Uncle Toms, and Native Savages. Popular German Race Science in the Emancipation Era*, in: Mischa Honeck/Martin Klimke/Anne Kuhlmann (eds.), *Germany and the black Diaspora: points of contact, 1250-1914*, New York, Oxford 2013, p. 169-186.
- 3 Ingo Haar, *Historiker im Nationalsozialismus*, Göttingen 2000, 331ff.
- 4 Ingo Haar, *Der Missgriff nach dem Westen – Kann eine konfrontative Wissenschaftsgeschichte die Basis für einen Vergleich von Ost- und Westforschung bieten?* In: „Westforschung“. Eine Diskussion zur völkisch-nationalistischen Historiografie in Deutschland. Herausgegeben für H-Soz-u-Kult von Matthias Middell und Vera Ziegel-dorf: http://edoc.hu-berlin.de/histfor/6/PDF/HistFor_6-2005.pdf, 109f.

Irini Siouti: *Transnationale Biographien. Eine biographieanalytische Studie über Transmigrationsprozesse bei der Nachfolgegeneration griechischer Arbeitsmigranten.* Bielefeld 2013. 254 S.

Vor über 10 Jahren wurde in der Migrationsforschung heftig um die theoretische Vorherrschaft gerungen. Die Transnationalismusthese trat gegen etablierte Integrations- und Assimilationstheorien an, und die Systemtheorie empfahl sich als dritte Option (vgl. dazu in dieser Zeitschrift beispielhaft abgebildet: Bommes 2003; Esser 2003; Pries 2003). Speziell Esser als Vertreter der Integrations- und Assimilationstheorien geizte nicht mit harten Worten. Wenn man nicht „an der Marginalisierung der Migranten und am Entstehen dauerhafter ethnischer Schichtungen“ interessiert sei (Esser 2001, 97), dann gebe es „zur individuellen strukturellen Assimilation als Modell der intergenerationalen Integration *keine* (vernünftige) theoretische, empirische und auch wohl normative Alternative“ (Esser 2003, 20). Mit dieser Ablehnung versuchte er die von ihm maßgeblich entwickelte Integrations- und Assimilationstheorie in ihrer Integrität zu bewahren und sie dabei insbesondere gegen die Angriffe der Transnationalismusforschung zu verteidigen. Zwischenzeitlich ist man in einen Zustand theoretischer Ökumene übergegangen und hat sich stillschweigend darauf geeinigt, die Entscheidung über die Adäquatheit der konkurrierenden Theorien auf die Empirie, d. h. auf weitere Forschungen, zu verschieben.

Dadurch hat sich der Ton der Debatte

zwar insgesamt entspannt und etwaige Konflikte entzündeten sich heute vornehmlich an methodologischen Fragen (vgl. zuletzt und mit viel Polemik: Kalter 2011; Pries 2011), doch einer Entscheidung in der Sache ist man damit nicht näher gerückt. Selbst mit umfangreichsten Datensammlungen, das zumindest lehren Wissenschaftsforschung und Erkenntnistheorie, wird das nicht gelingen. Die Umwelt enthält keine Informationen, sondern ist, wie sie ist (von Foerster 2003, 189). Dem Menschen, so schon Max Weber (1992 [1919], 81), müsse in der Wissenschaft etwas einfallen, damit irgendetwas Wertvolles entstehe. Es fällt mithin allein der Theorie zu, mit der Wahl von Begriffen die Umwelt intelligent und plausibel aufzuschlüsseln, um sodann den Streit einer Entscheidung zuzuführen. Vor diesem Hintergrund bringt auch die interessante Dissertation von Irini Siouti – Soziologin an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main – keine theoretische Klärung, obgleich die Arbeit im Titel, in der Perspektive und im Gestus eindeutig für die transnationale Seite optiert. Das klare Verdienst dieser Arbeit liegt in der äußerst tiefgründigen Darstellung und Reflexion von drei transnationalen Biographien, die sich im Kontext der ehemaligen Anwerbemigration von Griechenland nach Deutschland entwickelt haben. Die durchweg hohe Qualität der Falldarstellungen wird durch eine zielorientierte Vor- und Aufbereitung theoretischer Positionen, namentlich Transnationalismus und Biographieforschung, erreicht. Das manifeste Ergebnis der Arbeit ist ihre Kompaktheit. Allerdings, und dies ist die latente Seite der Arbeit, ist

auch zu erkennen, wie theoretische Debatten heute vielfach verwaltet werden und so jeglichen intellektuellen Biss verlieren. Im Ergebnis ist die vorliegende Arbeit, wie auch die Migrationsforschung in toto, nicht nur von einer Klärung des Streits zwischen Integrations- und Assimilationstheorien einerseits und Transnationalität andererseits, sondern auch von einer angemessenen Theorie der Migration weit entfernt. Dieses Urteil mag angesichts der sich durch das gesamte Buch ziehenden postulierten Eindeutigkeit zunächst verwundern, aber es braucht nicht viel Phantasie, um einen signifikanten Teil der Ergebnisse als Bestätigung der Esserschen These zu interpretieren.

Aber der Reihe nach. Richtet man zunächst den Blick auf das manifeste Erkenntnisinteresse der Arbeit, so ist Sioutis Ausgangsbeobachtung, dass das empirische Wissen über transnationale Lebensläufe von in Deutschland und noch anderswo lebenden Migrantinnen und Migranten relativ gering ist, korrekt. Dies gilt insbesondere für Lebensläufe, die im Zusammenhang mit der Anwerbemigration nach Deutschland stehen. Entsprechend und im Sinne einer pragmatischen Entscheidung will Siouti am speziellen Fall der griechisch-deutschen Migration in Erfahrung bringen, wie transnationale Migrationsmuster in ihrer Entstehung begünstigt oder verhindert werden und wie (Trans-)Migration biographisch verarbeitet wird. Indem Siouti die Diskussion um Transnationalität elegant mit der Theorie *und* Methode der Biographieforschung vermählt, gelingt es ihr, die nur schwer zu greifende Metapher des transnationalen sozialen Raums zu

konturieren. Gesondert herauszustellen ist, dass die Autorin bei der Lektüre nicht an den Grenzen ihres Fachs Halt macht und die bei den Nachbarwissenschaften gefundenen Beiträge, etwa von Andreas Pott (2002), nicht nur pflichtschuldig zitiert, sondern auf ihr Erkenntnisinteresse bezieht.

Ehe Siouti an ihre Empirie herantritt, finden sich noch drei lesenswerte Kapitel zur Geschichte der griechischen Migration, zu den Lebenswelten speziell der zweiten Generation und zum methodischen Vorgehen. Bei der Vergegenwärtigung des Vergangenen fällt die Vielfalt der die Migration strukturierenden Faktoren auf. Es ist ein sehr positiver Effekt der transnationalen Perspektive, dass der Blick für die Vielfalt der Migration stets mitläuft, dass Migrantinnen und Migranten nicht a priori auf eine Entscheidungsdimension reduziert werden oder allein gefragt wird, ob sie denn nun integriert sind oder nicht. So wird bei Siouti deutlich, dass die wirtschaftlichen Differenzen, die politischen Verträge wie auch die politischen Verhältnisse in Griechenland, der Organisationsgrad der griechischen Migrantinnen und Migranten, ihre Rückkehr- und Bleibeabsichten sowie ihre Bildungsaspirationen das Migrationsgeschehen beeinflusst haben. Gerade die Bildungshoffnungen und Enttäuschungen sind, so zeigt sie bei den Ausführungen zur zweiten Generation, wichtig, um speziell die transnationalen Biographien dieser Generation zu verstehen.

Verstehen ist das große Anliegen im sechsten Kapitel (eine Darstellung ihrer Methoden findet sich in Kapitel 5). Aus

den 15 ihr vorliegenden Fällen hat Siouti 3 ausgewählt, die auf 90 Seiten detailliert und dennoch kurzweilig dargelegt werden. Insofern Siouti diese Fälle nach dem Prinzip des maximalen Kontrasts ausgewählt hat und sie zudem weitgehend darauf verzichtet nach Gemeinsamkeiten zu suchen, etwaige Parallelen herauszustellen oder Verbindungen zu anderen Fällen von Transnationalität aufzuzeigen, fällt eine Zusammenfassung schwer. Eine Sache indes wird deutlich: Die Transnationalisierung von Lebensläufen hängt maßgeblich von den Organisationen der Gesellschaft und ihren Inklusionsmodi ab (Bommes 1999, 17; Stichweh 2005 [1988]). In den von Siouti geschilderten Fällen sind das insbesondere die Bildungsorganisationen Schule und Universität, die Entfaltungschancen eröffnen oder verwehren. Ein weiterer Schlüssel zum Verständnis transnationaler Biographien sind die familiären Geschichten und Bedingungen.

Die von Siouti skizzierte Vielfalt ist allerdings nicht allein ein Effekt ihrer Selektion nach dem Kriterium des maximalen Kontrasts. Die Vielfalt muss wohl auch als Charakteristikum von Migrationen in der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit gewertet werden. Leider scheint sich Siouti, wie das Gros der Migrationsforschung, mit diesem Befund zufrieden zu geben. Die erkannte Vielfalt, so die implizite Annahme, verbiete Abstraktionen oder Generalisierungen. Es komme daher, so der ebenfalls implizite Schluss, nicht auf eine Reduktion der Komplexität, sondern auf ihre Wiedergabe oder Spiegelung an.

Damit schließt sich der Kreis zum eingangs erwähnten Disput zwischen

Assimilationisten und Transnationalisten. Was für Siouti als Beleg für eine Transnationalisierung gewertet wird, dürfte für Esser ein erneuter Hinweis sein, dass Migrantinnen und Migranten schlecht beraten sind, sich an den Gelegenheitsstrukturen von zwei oder gar mehr Nationalstaaten zu orientieren und sich nicht um die Integration und Assimilation an einem Ort zu bemühen. Mit Blick auf die von Siouti dargelegten Fälle würde Esser vielleicht betonen, dass die Mühsal der Pendelei von Athina gewaltig sei und dass sich ihre Un-/Zufriedenheit letztlich in Relation zu nationalen Biographien bemisst. Ebenso ist zu erwarten, dass er die massiven emotionalen Belastungen von getrennt lebenden Familien herausstellen würde (etwa die Trennungserfahrungen von Athina in ihrer Kindheit oder von Jannis und seiner Schwester). Und für zu unsinnig würde er vermutlich die Bildungsinvestitionen in Abschlüsse bewerten, die letztlich nicht oder nur mit Abschlägen anerkannt werden (auch wenn die drei Fälle Athina, Jannis und Maria mit ihren Bildungszertifikaten keineswegs marginalisiert sind). Leider unternimmt Siouti nur wenig, um hier ein Argument für die transnationale These stark zu machen, das über eine intuitive Wertung hinausgeht. Es ist dies eine direkte Folge ihres Umgangs mit Theorie. So will in den ersten beiden Kapiteln zur Theorie, insbesondere zur Migrationstheorie, nicht recht deutlich werden, nach welchen theoretischen Kriterien die Autorin die Theorieoptionen ordnet. Indem sie ihre Darstellung stark am zeitlichen Ablauf der Debatte orientiert, nährt sie implizit das Bild, dass alte und unpassende

Integrations- und Assimilationstheorien durch die neuere und bessere transnationale Perspektive abgelöst worden seien. Zur Gewinnerin wird die Theorie mit der aktuell größten Aufmerksamkeit gekürt. Die einzelnen Argumente und Theoriearchitekturen lässt sie hingegen kaum miteinander kommunizieren. So entgeht ihr, dass die Integrations- und Assimilationstheorie Essers in ihrer Integrität zwar vielfach unstimmig und oft normativ überfrachtet und konservativ ist, einzelne Elemente aber weiterhin beachtenswert und vermutlich auch alternativlos sind. Zu denken ist hier etwa an das Konzept der Assimilation, das allein im Sinne einer wechselseitigen Anpassung oder komplementären Kommunikation verstanden werden kann (Brubaker 2001, 534, 544). Es ist schade, dass die Autorin die Theorien wie Zootiere in ihren Gehegen lässt und zu oft nur betrachtet, anstatt sie ins Gespräch miteinander zu bringen (vgl. zur Zoometapher: Nassehi 2006, 65). Dies deshalb, weil sie in ihrer Empirie mehr als einen Ansatzpunkt hätte, um auch die Theorie weiter zu entwickeln. Es wäre vielfach möglich explizit zu zeigen, dass transnationale Biographien im engen Zusammenhang mit der Strukturentwicklung einer modernen, funktional differenzierten Weltgesellschaft stehen, dass sie zum Teil als neu zu bewerten sind und deshalb die transnationale Perspektive stark zu machen ist.

Fazit: Eine sorgfältige, fokussierte Arbeit mit selektiver und wunderbar klar dargelegter Empirie, die mehr als einen Anlass zur weiteren theoretischen Diskussion bietet.

Literatur

- Bommes, Michael 1999: Migration und nationaler Wohlfahrtsstaat. Ein differenzierungstheoretischer Entwurf. Wiesbaden.
- Bommes, Michael 2003: Migration in der modernen Gesellschaft. In: Geographische Revue 5. S. 41-58.
- Brubaker, William Rogers 2001: The return of assimilation? Changing perspectives on immigration and its sequels in France, Germany, and the United States. In: Ethnic and Racial Studies 24. S. 531-548.
- Esser, Hartmut 2001: Kulturelle Pluralisierung und strukturelle Assimilation: das Problem der ethnischen Schichtung. In: Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft 7. S. 97-108.
- Esser, Hartmut 2003: Ist das Konzept der Assimilation überholt? In: Geographische Revue 5. S. 5-21.
- von Foerster, Heinz 2003: Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition. New York et al.
- Kalter, Frank 2011: Transnationalismusforschung: Höchste Zeit für mehr als Worte und Koeffizienten. In: Soziale Welt 62. S. 199-202.
- Nassehi, Armin 2006: Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt a.M.
- Pott, Andreas 2002: Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration. Opladen.
- Pries, Ludger 2003: Transnationalismus, Migration und Inkorporation. Heraus-

forderungen an Raum- und Sozialwissenschaften. In: Geographische Revue 5. S. 23-39.

Pries, Ludger 2011: Transnationalisierungsforschung – Ein Programm für das 21. Jahrhundert. In: Soziale Welt 62. S. 415-418.

Stichweh, Rudolf 2005 [1988]: Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. In: Rudolf Stichweh (Hg.): Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie. Bielefeld. S. 13-44.

Weber, Max 1992 [1919]: Wissenschaft als Beruf. In: Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter und Birgit Morgenbrod (Hg.): Max Weber. Gesamtausgabe. Tübingen. S. 71-111. (= Max Weber Gesamtausgabe. Abteilung I: Schriften und Reden, Bd. 17).

Pascal Goeke

Regine Buschauer, Katharine S. Willis (Hg.): *Locative Media. Medialität und Räumlichkeit – Multidisziplinäre Perspektiven zur Verortung der Medien*. Bielefeld 2013. 306 S.

Mit der zunehmenden Mediatisierung des Alltags, die in der jüngeren Vergangenheit durch Web 2.0 und die weite Verbreitung von Smartphones eine weitere Stufe erreicht hat, stellt sich immer drängender die Frage nach den sozialen und kulturellen räumlichen Implikationen dieser Entwicklungen. In den letzten Jahren hat sich dementsprechend auch die Befassung der Geographie mit diesem Thema so weit verstärkt, dass bisweilen von einem *Media Turn* in der Geographie in Analogie zu einem *Spatial Turn* der Medien – oder allgemeiner der Kultur- und Sozialwissenschaften – gesprochen wird (Döring/Thielmann 2008). Der hier rezensierte Sammelband befasst sich mit dem aus humangeographischer Perspektive besonders interessanten Thema der *Locative Media*. Diese digitalen Medien integrieren den jenseitig-virtuellen Cyberspace als „Bestandteil räumlicher Alltagswelten und alltäglicher Raumerfahrungen“ (Buschauer/Willis: 7), indem „vormals getrennte geographische, physische und mediale Räume“ (Buschauer/Willis: 7) miteinander verknüpft werden.

Einige Funktionsweisen von *Locative Media*, wie die Nutzung von Verortungstechnologien zur Indikation im Internet der eigenen Position im physischen Raum, lassen sich dabei als eine neue Emergenz der mit der Entwicklung des World Wide Webs begonnenen Unterminierung der „al-

ten Unterscheidungen in Individualkommunikation und Massenkommunikation oder in Kommunikator und Rezipient“ (Faulstich 2002: 41) interpretieren. Sie kommen damit dem Bedürfnis nach medialer Präsentation der eigenen Patchworkidentität durch die Nutzung und Produktion von Medieninhalten nach. Daneben werden drei kommunikativ erzeugte Bedürfnisse postmoderner Selbstversicherung befriedigt: das Informationsbedürfnis, mit dem Ziel der Verbesserung der Orientierungsfähigkeit in der Umwelt, das Bedürfnis nach sozialer Interaktion und Integration als Versicherung der eigenen Zugehörigkeit zu mindestens einer sozialen Gemeinschaft und das Bedürfnis nach Unterhaltung, also Ablenkung, emotionaler Entlastung bzw. ästhetischer Erbauung (Schramm/Hasebrink 2004). Die mediale Selbstinszenierung erhält dabei eine herausgehobene Bedeutung für die eigene Selbstvergewisserung. Liessmanns (1999: 113) stellt in diesem Kontext fest: „Wirklichkeit beginnt sich daran zu messen, ob sie im Bilde war oder nicht“. Heute lässt sich der Satz für den in Sozialnetzwerken Aktiven und seine im physischen Raum manifestierenden postmodernen Identitätssucher neu formulieren: ‚die Wirklichkeit der eigenen Existenz beginnt sich daran zu messen, ob die eigenen medial inszenierten Verhaltensspuren auf dokumentierte Beachtung durch die jeweils für relevant gehaltene Internetcommunity stießen‘. Der vorliegende, teilweise in Deutsch, teilweise in Englisch verfasste Band befasst sich in diesem Kontext mit der Hybridisierung von physischem und virtuellem Raum und mit der Frage, wie die virtuelle

Präsenz von Räumen auf physische Räume rückwirkt. Nach der Einleitung der Herausgeberinnen, die als einziger Beitrag sowohl in deutscher wie in englischer Sprache verfasst ist, folgen vier Teile. Der erste Teil ist mit ‚Verortungen lokativer Medien‘ überschrieben und befasst sich aus der Perspektive unterschiedlicher Medien-, Kultur- und Sozialtheorien mit *Locative Media*. Der erste der drei Beiträge ‚Executable Urbanisms: Messing with Ubicomp’s Singular Future‘ (Marc Tuters/Michiel de Lange) reflektiert dabei mit Rückgriff auf die Theorien Henri Lefebvres und Frederic Jamesons kritisch die scheinbaren Möglichkeiten der Lösung von räumlichen Konflikten, die mit der Nutzung von *Locative Media* verbunden sind. Johannes Paßmann und Tristan Thielmann greifen in ihrem Beitrag ‚Beinahe Medien: Die medialen Grenzen der Geomedien‘ auf den von Bruno Latour gesetzten Rahmen der Akteurs-Netzwerk-Theorie zurück, wobei insbesondere das ‚Panoptikum‘ von Google Earth, aber auch die sozialen Konsequenzen der Verfolgung von Wegen von Personen mittels derer Auf- und Nachzeichnung ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden. In der ‚Medienkulturgeschichte am Leitfaden des Raumes‘ verfolgt Stephan Günzel die These, die Geschichte von Medienumbrüchen, verstanden als „der historische Wechsel des Leitmediums“ (105), ließe sich anhand sich verändernder Räumlichkeiten beschreiben, da Raum die Möglichkeit böte, „die Transformation von Kultur hinsichtlich von Kommunikationsmitteln zu analysieren“ (105) anhand medientheoretischer Ansätze von McLuhan, Foucault und

Virilio. Der zweite Teil des Buches zu ‚Location und Kartographie‘ wird mit dem Beitrag ‚Digitale Kartographie und Locative Media. Eine historische Perspektive‘ von Manuel Schramm eröffnet. Dabei wird die historische Entwicklung der Kartographie bis zur Entwicklung mobilisierter Geographischer Informationssysteme nachgezeichnet und in ihrer medien-spezifischen Gewinnung, Aufbereitung und Auswahl von Daten reflektiert. Im nächsten Beitrag ‚This is (not) a map‘ befasst sich Teri Rueb mit ihren künstlerischen Arbeiten mit GPS, die sie in Anlehnung an die Arbeiten von Deleuze als raumerzeugende Praxis reflektiert. In ‚Geolokation mittels GPS – Überwachung im Selbstversuch‘ beschreibt Jens-Martin Loebel seine Erfahrungen mit Location-Based Social Networks, bei denen seine Position im physischen Raum ständig im Internet abrufbar ist. Dabei reflektiert er auch die Gefahren, die durch die Nutzung einer solchen Technologie ausgehen. Der letzte Beitrag des zweiten Teils ‚Maps That Watch. Zur immersiven Kartographie am Beispiel von Google‘ befasst sich Silke Roesler-Keilholz kritisch mit den Fragen der mit Google Earth verbundenen medialen Deutungsmacht und Überwachungsmöglichkeit. Der dritte Teil zum Thema ‚Soziale und mobile Perspektiven‘ beginnt mit Joachim R. Höflichs Beitrag ‚Bewegungen, Stillstände und die anwesenden Anderen: Mobile Kommunikation im öffentlichen Raum‘, der sich mit sozialen und kulturellen Implikationen der öffentlichen Nutzung von Mobiltelefonen befasst. In ‚The Game of Being Social‘ behandelt Larissa Hjorth auf Grundlage einer qualita-

tiven Studie die Formen der Nutzung von Geomedien in China. Die Hybridisierungen von physischem und virtuellem Raum durch die Nutzung von *Locative Media* untersucht Jen Southern in seinem Beitrag zu ‚Comobile Perspectives‘. Mithilfe historischer Ereignisse wie der Beschreibung der Erdoberfläche von einem Ballon aus, referiert Southern über Wandlungsprozesse sozialer Raumkonstruktionen. Der abschließende Teil des Buches wird durch Jeremy Hights ‚Locative Narrative‘ eröffnet. Dieser Essay befasst sich mit der Möglichkeit lokativer Medien bezüglich der lokalen Verortung von Menschen – auch in Form akustischer Konnotationen. In ‚Situated Stories/Mobile Technologies‘ befassen sich Hana Iverson und Siobhan O’Flynn mit Möglichkeiten der Erfassung, Sammlung und Verfügbarmachung von mündlichen Erzählungen von Quartiersbewohnern. Der abschließende Beitrag dieses Teils von Laura Pappow und Lasse Scherffig ‚Locative Arts – neue Erzählung des Raums?‘ ist mit der aktuellen lokativen Medienkunst befasst und vor dem Hintergrund der Aufhebung von ‚Realität‘ und ‚Virtualität‘ analysiert. Gerade der letzte Beitrag verdeutlicht die Hybridisierung von Wissenschaft und Kunst.

Bei dem besprochenen Buch handelt es sich um den zweiten Band der von Gabriele Schabacher, Jens Schröter, Erhard Schüttpelz und Tristen Thielmann herausgegebenen Reihe ‚Locating Media/Situierte Medien‘, die sich zum Ziel gesetzt hat, Forschungsergebnisse zu Entstehung und Nutzung wie auch Verbreitung geomedialer und historischer Entwicklung von Medien mit Hilfe der Methoden der teilnehmenden

Beobachtung, audiovisuellen Korpusstellungen und Interviews zu präsentieren. Den Ansprüchen der Reihe wird der Band gerecht. Die präsentierten Beiträge zeigen aus unterschiedlichen fachlichen sozial-, kultur- und raumwissenschaftlichen Perspektiven auf das bislang noch wenig untersuchte Feld der *Locative Media*. Das Buch ist anspruchsvoll gestaltet und enthält zahlreiche (zumeist) farbige Abbildungen, die die textlichen Ausführungen in angemessener Weise illustrieren. Personen, die mit den aktuellen Diskursen der Medienforschung weniger vertraut sind, werden an der einen oder anderen Stelle Mühe haben, die bisweilen voraussetzungsvollen Texte ohne größere Anstrengungen zu erfassen. Leider haben die Herausgeberinnen darauf verzichtet, der Leserin/dem Leser einige Hilfestellungen für das Verständnis oder auch nur für das Selbstverständnis des Sammelbandes an die Hand zu geben: Die Einleitung liefert einige allgemeine Worte, verzichtet jedoch darauf, das Buch in den Forschungskontext der Medienforschung (oder allgemeiner der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung) einzuordnen. Auch wird ein Hinweis vermisst, wer die Adressaten des Sammelbandes sind. Auch hätten die teilweise sehr anregenden Beiträge aus unterschiedlichen disziplinären wie auch theoretischen Perspektiven ein zusammenfassendes, akzentuierendes, abwägendes und weitere Forschungsbedarfe formulierendes Fazit verdient. So erhält der Band eher den Charakter einer Sammlung thematisch lose gekoppelter Einzelbeiträge. Aus geographischer Perspektive weist der Band die vielfältige und teilweise pauschale Verwen-

dung von Worten wie Raum, teilweise mit Adjektiven wie geographisch oder physisch versehen, Stadt oder Landschaft auf. Auch sind die Beschreibungen technischer Funktionsweisen, insbesondere von GPS, bei einzelnen Beiträgen mitunter redundant.

Der besprochene Band beinhaltet somit für die Insider des Diskurses der raumorientierten Medienforschung zahlreiche interessante Ein- und Ausblicke. Für jene, die sich außerhalb dieses Diskurses befinden, bleiben große Teile – aufgrund des dargestellten weitgehenden Verzichts auf Kontextualisierung seitens der Herausgeberinnen – schwer zugänglich. Dies ist umso bedauerlicher, weil es sich bei dem Inhalt des Bandes um ein Thema handelt, das auch in umfänglicheren Zusammenhängen, wie der Humangeographie, eine stärkere Beachtung erfahren sollte.

Literatur

- Döring, Jörg /Thielmann, Tristan (2008; Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld.
- Faulstich, Werner (2002): Einführung in die Medienwissenschaft. Probleme – Methoden – Domänen. München.
- Liessmann, Konrad Paul (1999): Philosophie der modernen Kunst. Eine Einführung. Wien.
- Schramm, Holger/Hasebrink, Uwe (2004): Fernsehnutzung und Fernsehwirkung. In: Mangold, Rokland/Vorderer, Peter/Bente, Gary (Hg.): Lehrbuch der Medienpsychologie. Göttingen, 466-492.

Olaf Kühne

Bernd Belina: *Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus*. Münster 2013. 173 S.

Belinas Buch mit dem kurzen, einfachen Haupttitel: „Raum“ trägt einen nicht ganz so einfachen Untertitel: *„Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus“*. Das Ziel, einen Einstieg in Grundbegriffe der Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie zu bieten – so der Titel der Reihe, in der das Buch erschienen ist, – wird um die Aufgabe ergänzt, den derzeitigen Stand marxistisch inspirierter Raumwissenschaft zu diskutieren.

Belina stellt als Kapitel 2 einige *„Grundlagen des historischen Materialismus“* (Belina 2013: 12 - 21) dar, um sich von konventioneller Geographie abzugrenzen: *„Wenn in Teilen der Sozial- und Kulturwissenschaften ‘Raum’ abstrakt definiert und über ihn ‘an sich’, im Verhältnis zu ‘der Zeit’ oder über seine ‘gewachsene Bedeutung’ gesprochen wird, dann handelt es sich üblicherweise um eine ebensolche ‘leere Vorstellung’ bzw. um eine falsche Abstraktion.“* (Belina 2013: 23). Vieles, was nicht gefällt, wird unter den Rubriken der *„falschen“* (z. B. Belina 2013: 17, 23, 75, 94, 96, 104, 152, 153, 154, 156) oder rein *„geistigen Abstraktion“* (z. B. Belina 2013: 86, 156) abgelegt. Dem werden die Kategorien *„Realabstraktion“* (z. B. Belina 2013: 17, 18) oder häufiger die *„praktisch wahr gemachten Abstraktionen“* positiv gegenüber gestellt (z. B. Belina 2013: 86, 90, 110, 156, 157). Damit zieht Belina unter der Flagge des *„historisch-geographischen Materialismus“* (Belina 2013: 7, 9,

12, 22) gegen *„vulgärmaterialistischen Raumfetischismus“* (Kapitel 4.1) und *„idealistischen Raumexorzismus“* (Kapitel 4.2) zu Felde (Belina 2013: 29 - 43).

Danach wird versucht, unter Nutzung einiger Arbeiten von David Harvey und Henri Lefebvre eine Alternative aufzubauen. Das Ergebnis am Ende dieses Kapitels unterscheidet sich nur wenig vom Ausgangspunkt der Argumentation zu Beginn des Buches: *„Die Diskussion dominanter Vorstellungen von ‘Raum’ mit Harvey und Lefebvre lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Die Vorstellung von ‘Raum’ als abstraktem ist eine irreführende Vorstellung, die auf einer falschen Abstraktion basiert, die als Realabstraktion praktisch wahr gemacht wird und als solche in soziale Praxis eingeht.“* (Belina 2013: 75-76) *„Positiv wurde bislang vor allem formuliert, dass ‘Raum’ in all seinen Varianten in und mittels sozialer Praxis relevant wird, und zwar als physisch-materieller Raum und/oder als Bedeutung konkreter Räume.“* (Belina 2013: 77)

Erst ab Seite 86 folgt eine analytische Differenzierung dessen, was mit Raum gemeint sein könnte, nämlich das Ergebnis von Territorialisierung, Scaling, Place-Making und Networking (=TSPN). Dies wird mit einer Reihe von Studien aus dem anglosächsischen Raum untersetzt. *„Dass ich in diesem Kapitel dieselben Raumformen wie Jessop, Brenner, Jones ... in ihrem TSPN-Ansatz diskutiert habe, ... , liegt daran, dass ich den Ansatz dieser Autoren für überzeugend halte und die Abstraktionen, die sie zugrunde legen,*

weitgehend teile.“ (Belina 2013: 132) Es bleibt die Frage, warum für dieses eher strukturalistische Konzept ein „*historisch-geographischer Materialismus*“ strapaziert wurde.

Danach folgen ab S. 134 einige linke Standardthemen wie räumliche Ungleichheit, Globalisierungslasten, Ausbeutung und staatlicher Zwang.

Auf S. 149 wird dieses Feld schon wieder verlassen, um die Wirkung von Karten zu beschreiben: „*Die Darstellung in räumlicher Praxis abstrahierter Räume in Karten basiert selbst auf Abstraktionsleistungen*“, heißt es sibyllisch-tautologisch auf S. 150. Erst am Ende des Kapitels erfährt der Leser: „*Gerade weil Karten Produkte ihrer Macher_innen sind, sind sie weder jemals 'neutral' noch sind sie immer und notwendig Ideologie.*“ (Belina 2013: 155)

Leider wird nicht ausgeführt, welche Konsequenzen sich daraus ergeben, denn mit S. 156 beginnt bereits das dreiseitige Fazit des Buches. „*Indem Vorstellungen von Raum als abstraktem, als Container oder metrische Distanz in sozialen Praxen und Prozessen praktisch wahr gemacht werden, werden sie relevant, und indem durch Territorialisierung, Scaling, Place-Making und Networking in konkreten Praxen und Prozessen die Raumformen Territorium, Scale, Place und Netzwerk machtvoll produziert werden, gibt es diese dann auch tatsächlich – nicht als solche, sondern als Mittel und Strategie sowie als Voraussetzung und Terrain spezifischer sozialer Praxen und Prozesse.*“ (Belina 2013: 156)

Bei einem solchen Resümee bleibt un-

klar, was das mit Harvey oder Lefebvre zu tun haben soll. Überhaupt wird Lefebvres Werk bei Belina sehr selektiv behandelt. Sein Einfluss auf die jüngere Generation französischer Geographen wird nicht thematisiert. Ein Hinweis auf Catherine Samary und ihre Arbeiten für L' Atlas du Monde Diplomatique, die in mehreren Ausgaben des „Atlas der Globalisierung“ auch auf Deutsch erschienen sind (z. B. Donath 2012), hätte nicht nur jenes Defizit gemindert, sondern auch das trockene Kapitel über Karten (Belina 2013: 149 - 153) beleben können.

Die self fulfilling prophecy, die in manchen marxistisch angelegten Arbeiten zumindest unterschwellig spürbar ist, wird bei Belina des Öfteren in krasse Tautologie eingedampft. Bereits die in dieser Rezension genutzten Zitate vermitteln einen kleinen Eindruck davon. Auf S. 78 bemerkt Belina diese Tendenz selbst, indem er auf eine „*tautologisch klingende Formulierung*“ verweist. Allerdings bleibt es nicht bei jener einen.

Als Versuch einer Gegenstrategie könnte man die Verknüpfung zur „*sozialen Praxis*“ verstehen. Auf 66 von 151 Textseiten insgesamt kommt dieses Begriffs-paar vor. Mehrfachnennungen auf einer Seite sind nicht mitgezählt. Allein auf der Doppelseite 24/25 taucht es 20-mal auf. Leider nimmt die Häufigkeit auch im Folgenden nicht ab und erreicht auf S. 156 im Fazit mit 7 Nennungen ein weiteres Seitenmaximum. Damit inflationiert „*soziale Praxis*“ zu einer weitgehend aussagefreien Floskel.

Welche Praxisfacetten kommen in dem Buch zur Sprache? Die Hinweise dar-

auf sind selten und kurz. Es sind vor allem innerstädtische Konflikte und die daraus erwachsenden Protestbewegungen, Ghettoisierung, Segregation nach Stadtteilen, Suburbanisierung von Dienstleistungen und Blues Clubs in Chicago. Etwas unerwartet werden auch „phalokratische Hochhäuser“ (Belina 2013: 83), Fußballspielerhandel (88), Hermann Hesse und seine Erzählung „Knulp“ (107) sowie der Widerstand nordfinnischer Rentierzüchter gegen das Staatsforstunternehmen Metsähallitus gestreift (Belina 2013: 128 - 131). Hier wäre es für einen „Einstieg“ sinnvoller gewesen, auf näher liegende Beispiele einzugehen, etwa auf die Transformation ehemaliger ostdeutscher LPGs in neofeudale Besitzstrukturen mit Verdrängung der ab 1991 nachhaltig enteigneten, nun überflüssigen Bauernschaft (vgl.: Gerke 2008, Beleites, Graefe zu Baringdorf, Grünbaum 2010). Erhellend für den Gesamtzusammenhang wären sicher Positivbeispiele gewesen: Unbeschadet jeglicher ideologischer Diskussion funktioniert in Oberstdorf (Allgäu) erfolgreich das ursprünglich agrarische Bodenkollektiv der Rechtlergemeinschaft, das mittlerweile auch das Internet für sich erschlossen hat (www.rechtler.de).

Dies und anderes wirft die Frage auf, was diesem Buch alles fehlt, um erfolgreiche „Theoriearbeit auch zum Begriff ‘Raum’ im Anschluss an Marx“ zu leisten, wie der Schlusssatz des Buches (Belina 2013: 158) es fordert. Belina bietet hier nur einige gesellschaftliche Konflikte, die mit konventionellen geographischen Ansätzen bearbeitet und abschließend mit einer „linken“ Bewertung versehen werden.

Viel eher wird jener Theorieanspruch von Nikolaj Kondrat’ev (Kondratieff) mit seinen „langen Wellen“ erfüllt. Er sollte in den zwanziger Jahren im Auftrag der damals jungen Sowjetregierung die Weltwirtschaft analysieren. Mit Hilfe eines für die damalige Zeit großen Fundus an statistischen Daten entwickelte er das deterministische Marxsche Geschichtsmodell zu einer ökonomisch begründeten Zyklentheorie über Konjunkturschwankungen weiter (Kondrat’ev, Jakovec, Abalkin 2002). Der Ansatz, auf diese Weise die globalisierte Wirtschaft zu analysieren, ist heute so aktuell und attraktiv wie vor 90 Jahren. Doch Belina nimmt ihn nicht auf. Kondrat’ev – immerhin einer der Begründer der Weltwirtschaftsgeographie – kommt in dem Buch nicht vor.

Ausbaufähig scheint Belinas Theorieimport aus den USA. Spannender als die protestpolitischen Konzepte der Radical Geography und der TSPN-Ansatz wäre hier die Behandlung von Michael E. Porters Cluster-Ansatz gewesen, denn der hat im Gegensatz zu den erwähnten echte marxistische Wurzeln: Bereits 1941 hatte der russische Ingenieur und Wirtschaftsgeograph N. N. Kolosovskij das Standortkonzept der „Territorialen Produktionskomplexe (TPK)“ entwickelt, um große Investitionsprojekte mit mehreren untereinander verflochtenen Unternehmen zu realisieren (vgl. Klüter 1991). Es wurde in der Sowjetunion vor allem während der Sovnarchoz-Periode (1955 - 1964) nach Stalins Tod (1953) bei der Erschließung Sibiriens erfolgreich angewandt. In den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde es ins Amerikanische

übersetzt. In den neunziger Jahren griff M. E. Porter es auf (vgl. Porter 1998), änderte jedoch die Bezeichnung: Statt von „Territorialen Produktionskomplexen“ sprach er von „regionalen Clustern“ – wobei er Kolosovskijs Definition (beispielsweise zitiert in Klüter 1991:1) nahezu wörtlich übernahm (Porter 1998:78), ihre sowjetischen Quellen jedoch verschwieg. Mit dem neuen Namen wurde der eigentlich planwirtschaftliche Ansatz, der die Standortautonomie von Unternehmen begrenzt, in eine Wettbewerbsumgebung verpflanzt, die weniger auf eine Konkurrenz der Einzelbetriebe als auf die von Unternehmensgruppen setzt. Die Pointe, dass eines der Basiskonzepte heutiger neoliberaler Wirtschaftsgeographie aus marxistischer Planungstheorie kopiert wurde, lässt Belina sich entgehen (vgl. auch: Malov 2006, Šalmina, Gagarin 2007). Weder N. N. Kolosovskij noch M. E. Porter finden in dem Buch Erwähnung.

Schwer verständlich bleibt auch, warum Belina das sozio-ökonomische Macht- und Einflussgefälle zwischen den Subjekten moderner räumlicher Abstraktion einerseits, und rezeptiver, breit gestreuter räumlicher Orientierung andererseits nicht im Sinne einer kritischen Geographie interpretiert. Dauerhafte Raumabstraktionen wie Karten, GIS, regionale Stereotypen u. a. werden hoch technisiert in großen Behörden oder Unternehmen in Abhängigkeit von deren Programmen und Zielen erstellt. Räumliche Orientierung – also die Umsetzung der genannten Abstraktion in gewünschte, latent fremd gesteuerte Mobilität und Aktivität wird in schwach oder gar nicht organisierter Interaktion von Perso-

nen oder informellen Gruppen geleistet (vgl. Klüter 1999: 192 - 193). Beide Schlüsselbegriffe fallen auch bei Belina, wobei Raum als Abstraktion fast so häufig vorkommt wie „soziale Praxis“. Die Dechiffrierung von Raumabstraktionen als räumliche Orientierung findet erst auf der zweitletzten Textseite Erwähnung (Belina 2013: 154). Lapidar heißt es danach: *„Weil mit Darstellungstechniken bestimmte Lesarten nahegelegt werden können, sind Karten umso mehr das Resultat strategischer Überlegungen, je größer die technischen Fähigkeiten der Kartenmacher_innen sind.“* (Belina 2013: 154, 155) Auf die Programme und Interessen der Auftraggeber von Kartographie wird nicht eingegangen. Auch die offensichtliche Verbindung zwischen massenhaft erzeugter kartographischer Darstellung – etwa in Schulatlanten – und Territorialisierung als Basisstrategie großer formaler Organisationen und Administrationen wird nicht gesehen.

Verschleiernd wirkt sich hier die unkritische Übernahme des unscharfen Territorialisierungsbegriffes aus der angloamerikanischen Geographie aus. (Belina 2013, 88) Dort werden zwei verschiedene Sachverhalte miteinander vermengt:

1. Grundstück als Projektion von Geld bzw. Eigentum auf eine geometrische Fläche
2. Administrativraum als Projektion von juristisch manifestierten Ordnungsansprüchen auf eine geometrische Fläche.

In der Regel wird durch Kartographie vor allem der Administrativraum, damit also die staatliche Organisation, gestützt.

Auf dieser Grundlage sichert und strukturiert der Staat als Ordnungsinstanz mit Flächennutzungs- und Bebauungsplanung die Verteilung von Grundstücken. Er unterteilt den Bodenmarkt in Wohn-, Gewerbe-, Agrar- und andere Flächen. Erst in jenen Teilmärkten funktioniert marktwirtschaftliche Koordination, die Untergliederung des Administrativraums unterliegt politischen Entscheidungen.

Wie ist das Buch wissenschaftstheoretisch einzuordnen? Zu Beginn wird – wie schon erwähnt – ein „*historisch-geographischer Materialismus*“ behauptet. Allerdings klingen die Anfangskapitel (2.1-2.4) über „Gesellschaft“ (2.1), „Begriff“ (2.2), „Abstraktion“ (2.3) und „Dialektik“ (2.4) nicht so sehr nach Karl Marx, als vielmehr nach dessen Philosophie-Vorgänger Friedrich Hegel, der auf S. 15 schließlich zitiert wird.

Später übernimmt Belina aus der angloamerikanischen Literatur einen ontologischen Landschaftsbegriff, wobei – wie des Öfteren bei Belina – „*ontologisch*“ mit „*konkret*“ verwechselt wird: „*Als solche stellt jede konkrete Landschaft 'einen ungemütlichen Waffenstillstand dar zwischen den Bedürfnissen und Begehren der Leute, die in ihr leben, und den Begehren mächtiger sozialer Akteure, die Welt so zu repräsentieren, wie sie ihnen passt.*““ (Belina 2013, 54, wobei das Zitat im Zitat von Don Mitchell stammt).

Auf ähnliche Weise erfährt Phänomenologie eine Rehabilitation, jedoch nicht etwa in der anspruchsvollen Form von E. Husserl, sondern in der vereinfachten Variante von D. Gregory und B. Belina: „*Phänomenologie ist eine philosophische*

Richtung und Sicht der Welt, die von individueller Erfahrung, Aneignung und Wahrnehmung der Welt ausgeht“. (Belina 2013: 108) Das, was eigentlich nur zur Erläuterung des Place-Konzeptes dienen sollte, taucht als „*Phänomen*“ auf den folgenden Seiten in Belinas eigener Argumentation wieder auf (Belina 2013: 131, 132, 134, 151, 153).

Belinas Buch ist insofern instruktiv, als darin einige neuere, meist jedoch ältere Arbeiten aus der anglo-amerikanischen „*Radical Geography*“ aufgearbeitet und – möglicherweise unfreiwillig – mit ihren Schwächen dargestellt werden. Ergebnis ist eine „*Sternchen*“-Geographie: Einige willkürlich ausgewählte geographische Ansätze erhalten ein rotes Sternchen mit der Anmerkung, dass man den jeweiligen Sachverhalt auch von links betrachten könne. Diese Verschneidung von marxistischen Elementen mit traditioneller Geographie gibt sich so bieder, dass das Buch weder Revolutionäres noch revolutionär Neues enthält. Ein solcher Marxismus im Kleinen passt durchaus in das Protestidyll des etwas weniger angepassten Bürgers. Er kann das Buch nehmen und beruhigt zwischen Marx' „*Kapital*“ und Harveys „*Social Justice and the City*“ ins Regal stellen. Oder sollte er es lieber in der zweiten Reihe dahinter verstecken?

Literatur

- Beleites, Michael; Graefe zu Baringdorf, Friedrich Wilhelm; Grünbaum, Robert (eds.) 2010: Klassenkampf gegen die Bauern. Die Zwangskollektivierung der ostdeutschen Landwirtschaft und ihre Folgen bis heute. Berlin.
- Donath, Klaus-Helge et al. 2012: Atlas der Globalisierung – Die Welt von morgen. Berlin.
- Gerke, Jörg 2008: Nehmt und Euch wird gegeben. Das ostdeutsche Agrarkartell. Bauernlegen für neuen Großgrundbesitz und Agrarindustrie. Hamm.
- Klüter, Helmut 1991: Die territorialen Produktionskomplexe in Sibirien. Ein Beitrag zur Perestrojka der regionalen Investitionspolitik in der Sowjetunion. Hamburg.
- Klüter, Helmut 1999: Raum und Organisation. In: Meusburger, Peter (ed.): Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart 1999: 187-212.
- Kondrat'ev, Nikolaj Dmitrievič; Jakovec, Jurij Vladimirovič; Abalkin, Leonid Ivanovič 2002: Bol'shie cikly konjunktury i teorija predvidenija (Große Konjunkturzyklen und die Theorie ihrer frühzeitigen Erkennung). Moskau.
- Malov, Vladimir Jur'evič 2006: TPK i klasteri. Obščee, osobennoe, častnoe (TPK und Cluster. Allgemeines, Besonderes und Gemeinsames). In: EKO 2006, Heft 11: 2-18.
- Porter, Michael Eugene 1998: Clusters and the new economics of competition. In: Harvard Business Review 1998 Nov.-Dec.: 77-90.
- Šalmina, Galina Georgievna; Gagarin, Anatolij Ivanovič 2007: Rossijskie korni territorial'nogo klastera (Die russischen Wurzeln des territorialen Clusters). In: EKO 2007, Heft 12: 163-171.

Helmut Klüter